Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 8 August 1960 Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Einst Deutschlands Kornkammer

Neusiedler haben keine Beziehung zum Land

Ostpreußen hieß einstmals „die Kornkammer Deutschlands". Mit seinen weiten dunklen Wäldern, den goldenen Feldern und den Seen und Badeorten war es ein beliebtes Reiseziel. Fährt man heute durch dieses Land, so ist es schwer, diese Erinnerung und die Wirklichkeit von heute in Einklang zu bringen. Von der Kornkammer ist nichts mehr übrig geblieben. Der erste Gesamteindruck: Brachland, verödete und vernachlässigte Felder, Boden, der nach intensiver Bewirtschaftung schreit.

Gewiß, die Seen und Wälder sind noch da, aber der schmucke und freundliche Anblick ist verschwunden. Düster und unheimlich, ja fast drohend, stehen sie in der Landschaft. Die Menschen, die hier heute leben — meist zwangsweise umgesiedelte Polen aus Ostgalizien — sind selbst fremd in diesem Land. Es fehlt ihnen, auch heute noch, an Kontakt zu diesem neuen Lebenskreis, in dem man sie hineingezwungen hat. Sie betrachten ihren Aufenthalt immer noch als vorübergehend, auf keinen Fall als neue Heimat.

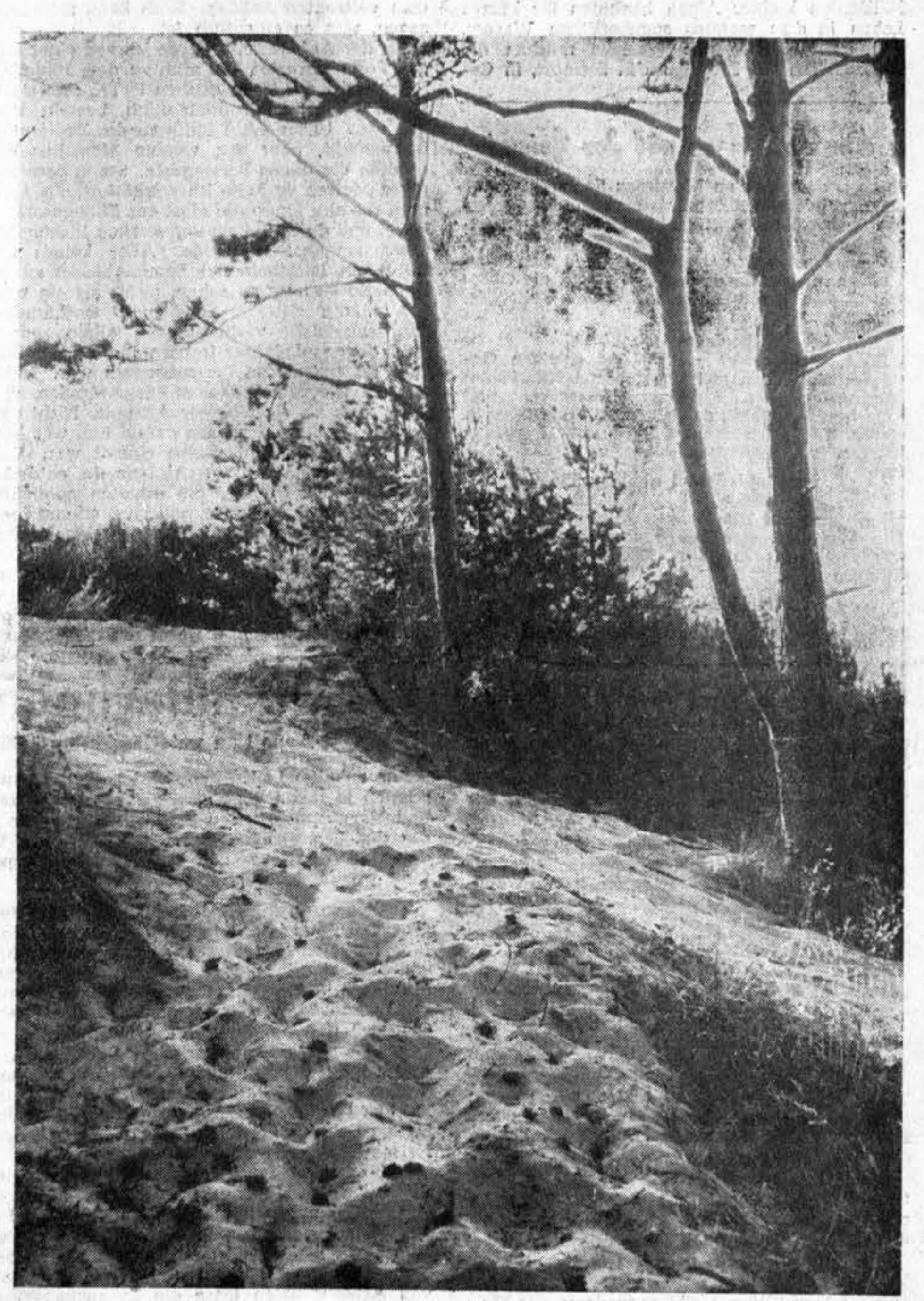
Sehen wir uns zunächst einmal Allenstein an. Die Woiwodschafts-Hauptstadt ist heute größer als zur Vorkriegszeit. Eine Menge von Bürokraten mit ihren Familien sind hier zugezogen. Es gibt kaum Industrie in der Stadt und der Umgebung. In der ehemaligen Irrenanstalt ist heute eine Landwirtschaftsschule untergebracht. Bis Ende 1956 gab es hier kaum Privatunternehmen. Doch seit der Oktoberrevolution von 1956 und der Regierungsübernahme durch Gomulka hat sich manches geändert. Die ersten Privatunternehmer waren die Taxichauffeure. Auch einige Privatgeschäfte wurden eröffnet. Doch sie haben es schwer, da sie kaum konkurrenzfähig sind, weil sie alle Artikel, die sie verkaufen, von Staatsunternehmen beziehen müssen.

Weiter geht es nach Sensburg. Die Felder am Weg sind in sehr schlechtem Zustand. Gras und Unkraut steht in den Furchen. Wartenburg, jetzt Barczewo, ist auch heute noch teilweise zerstört, teilweise in sehr verwahrlostem Zustand. Überall hat man den Eindruck, daß die Menschen hier ihre Stadt nicht lieben. Wo aber soll diese Liebe zu einer fremden Stadt herkommen, es hat ja jeder hier — wie auch in den meisten anderen Städten — genug damit zu tun, für das tägliche Brot zu sorgen. So verdient hier in der Stadt ein Malergehilfe 400 bis 500 Zloty. Aber eine Jacke kostet 350 Zloty und ein Kilo Speck 40 Zloty . . .

Lyck, Lötzen und Neuhoff bieten auch heute noch einen traurigen Anblick. In Lyck ist die große Kirche noch erhalten geblieben. Doch an der Hauptstraße, am See entlang, klaffen in der Häuserfront noch weite Lücken mit den üblichen Steinhaufen. Lötzen, das heutige Gizycko, war einst bekannt als reizendes Städtchen an einem der schönsten Seen Ostpreußens. Von diesem Reiz ist heute aber auch gar nichts mehr zu finden. Die Stadtmitte besteht auch jetzt noch aus einem großen Trümmerhaufen. Im östlichen Teil der Stadt sind etwas mehr Häuser erhalten geblieben, und in der Nähe des Löwentin-Sees gibt es auch Fabriken.

Neuhoff kann heute den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen, zu einem der schmutzigsten und verwahrlosesten Dörfer zu gehören. Auffallend ist es, daß man hier alle Pflanzen wild und üppig weiterwuchern läßt, und daß das, was Menschenhände schufen, im Lauf der Zeit vermodert und zerfällt.

Kommt man nach der ehemaligen deutschen Hansestadt Danzig, macht man eine merkwürdige Entdeckung. Während der erbitterten Kämpfe um die Stadt und bei den Bombardements im Jahre 1945 war Danzig beinahe völlig zerstört worden. Um so erstaunter ist man heute, wenn man die Stadt wiedersieht. Die weltberühmten alten Patrizierhäuser auf dem Langen Markt, auch der Artushof und das Rathaus sind alle wieder vorhanden. Auch die Giebelfiguren und Verzierungen an den Häusern fehlen nicht. Biegt man jedoch vom Langen Markt in eine der kleinen Nebenstraßen ein, steht man fast erschrocken vor einer nicht erwarteten Wirklichkeit: Lediglich die Fassaden der Patrizierhäuser sind in ihrer ursprünglichen Form aufgebaut worden. Dahinter bestehen die Häuser aus unverputzten Ziegeln. Dieses Bild mutet wie die Kulisse in einem Theater an, um so mehr, als das Schuttfeld hinter den Häusern oft mehr als hundert Meter breit ist, während früher kaum ein Zwischenraum zwischen den einzelnen Gassen bestand. Es wird schnell gebaut in Danzig, was sich natürlich auf die Qualität und Vollständigkeit auswirkt. lid)



Heimat heute Dieses Foto brachte unser Berichterstatter von seiner Fahrt durch Südostpreußen mit nach Hause. Es zeigt einen sommerlichen Dünenweg auf der Frischen Nehrung bei dem einstigen Ostseebad Kahlberg. Lesen Sie hierzu unseren Reisebericht auf Seite 2. Foto: Schneege

Frankfurt künftig Sitz des Deutschen Ordens

Der Deutsche Orden wird sein im letzten Krieg zerstörtes Haus an der Alten Brücke in Frankfurt wieder aufbauen. Frankfurt wird dann der Sitz des Deutschen Ordens werden. Seit über hundert Jahren war der Deutsche Orden in seiner Frankfurter Kommende nicht mehr ansässig. Das Haus diente einer Pfarrei als Gemeindesaal und Kindergarten und beherbergte Künstlerwohnungen bis zur Zerstörung. Es war im zwölften Jahrhundert erbaut worden.

Die Stadt Frankfurt hat dem Deutschen Orden jetzt 100 000 Mark als Zuschuß für den Wiederaufbau zugesagt. Nach den Architektenplänen soll das Haus genau die alte Fassade erhalten. Weitere 300 000 Mark will die Stadt flüssig machen, wenn sich der Orden bereit erklärt, ein Studentenwohnheim in dem Ordensbau einzurichten.

Typhus in Ostpreußen

Nach einem Bericht der Zeitung „Glos Olsztynski" brach im Kreise Soldau Unterleibstyphus aus. Schuld am Ausbruch der Epidemie seien die dort herrschenden unzureichenden sanitärhygienischen Verhältnisse. So gibt es in vielen Dörfern nicht einmal einen einwandfreien Brunnen, und die Bauern schöpfen ihr Trinkwasser aus irgendwelchen fragwürdigen Gräben, in die auf Umwegen die Abwässer aus den Häusern führen.

Wieder Plage durch Kartoffelkäfer

In Schlesien und Ostpreußen — Auch Tomaten sind gefährdet

An vielen Stellen der unter polnischer Verwaltung stehenden Ostgebiete sind die Kartoffelkulturen in diesem Jahr in einem nicht erwarteten Ausmaße von Kartoffelkäfern befallen worden. Nach „Robotnik rolny" erschien der Kartoffelkäfer nicht nur auf den Frühkartoffeln sondern sogar auch auf Tomatenstauden. In größter Massierung tritt er in den Kreisen Wohlau und Schweidnitz auf.

Die „Wiadomosci legnickie" nennen den Kampf gegen den Kartoffelkäfer im Kreise Liegnitz „ein Problem, das keinerlei Verzögerung erlaubt" und „nicht bagatellisiert werden darf", da „das ganze Kartoffelland vom Kartoffelkäfer beherrscht wird". Man sah sich hier gezwungen, in allen Dörfern Beauftragte für die Bekämpfung dieses neuen Schädlings zu bestellen.

Auch von Südostpreußen entwirft „Nasza wies. Tygodnik rolniczy Ziem Polnocnych" ein gleiches Bild. Danach wurden in der „Wojewodschaft" Allenstein bis Mitte Juni über 2000 Herde — dreimal soviel wie im Vorjahre — gefunden. Die selbständigen Bauern zeigen Umsicht bei der Bekämpfung, doch wirkt sich das Fehlen der notwendigen Chemikalien nachteilig aus.

Hinzu kommt, daß bei den Staatsgütern in dieser Hinsicht sehr nachlässig verfahren wird. In Südostpreußen ist außerdem der Raps ebenfalls sehr stark von Schädlingen befallen.

Molke verunreinigt Seen

Die ostpreußischen Molkereien verfügen über nur unzureichende Einrichtungen zur Verwertung der Nebenprodukte bei der Herstellung von Butter. Die Zeitung „Glos Olsztynski" schreibt, im vergangenen Jahr seien 28 Millionen Liter Molke im Wert von rund 800 000 Zloty in die Seen und Flüsse gegossen worden, weil man für die Molke keine Verwendung hatte. Dadurch sind die ostpreußischen Gewässer beträchtlich verunreinigt worden.

Ortelsburg soll schöner werden

Die Ortelsburger Kreisbehörden wollen mit aller Macht die im Kreis Ortelsburg noch herrschende Verwahrlosung der Städte und Ortschaften liquidieren. Man plant sogenannte Überraschungsaktionen, u. a. in Passenheim und Mensguth, um dort radikal „Ordnung" zu schaffen. Unverbesserliche Schmutzfinken sollen zur Bestrafung herangezogen werden.

In diesem Jahr kann die Stadt Ortelsburg auf ein 600jähriges Bestehen zurückblicken. Die polnischen Behörden von Ortelsburg haben anläßlich dieses Jubiläums beschlossen, die Stadt für die zahlreichen Besucher besonders schön herzurichten. Ortelsburg zählt heute 13 000 Einwohner. Vor dem Kriege wohnten hier rund 14 600 Menschen.

Wenig Interessenten für Grund und Boden

Von insgesamt 70 000 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche, welche die polnische Agrarbank in Allenstein verkaufen sollte, konnten bisher nur 7 805 ha abgestoßen werden, berichtet „Glos Olsztynski". In dem Bericht heißt es weiterhin, daß laufend zahlreiche Interessenten die eine Zuteilung von Ackerland beantragt hatten, ihre Anträge wieder zurückziehen. Aus den polnischen Angaben geht überdies hervor, daß diejenigen Käufer, die effektiv Land erwarben, in der Regel allein geringe Flächen ankauften, um ihre Höfe abzurunden.

Kahlberg - ein Opfer der Grenzziehung

Einst blühendes Ostseebad, heute völlig vernachlässigt / 1945 fanden hier schwere Kämpfe statt

Auf dem schmalen Landstreifen der Frischen Nehrung, der sich von Horizont zu Horizont spannt, liegt das idyllische Ostseebahd Kahlberg. Einst bedeutete dieser Ort in den Augen der ordenszeitlichen Elbinger eine wüste und öde Gegend, in die sie Aussätzige und Geisteskranke brachten, die dort nach kurzer Zeit zugrunde gingen. Viel später erst, Mitte des 19. Jahrhunderts, entdeckten die Elbinger und mit ihnen ungezählte Feriengäste aus Deutschland und den Nachbarstaaten die in ihrer Unberührtheit ursprüngliche Schönheit dieses Ortes.

Seinen Namen hat das Bad durch den kahlen Berg erhalten, der sich einmal dort, wo heute hohe Föhren ihr Geäst in den fast südlich anmutenden Himmel strecken, als riesige Düne erhob. Schon längst gehörte Kahlberg mit seinen großzügigen Kuranlagen zu den schönsten und beliebtesten Bädern der Ostseeküste, bis die Kriegsfurie auch dort über den schmalen Landstreifen raste.

Endlich stehe ich nach anderthalb Jahrzehnten auf einem kleinen schmutzigen polnischen Passagierschiff, das mehrmals wöchentlich den völlig verödeten Elbinger Hafen in Richtung Kahlberg, polnische Krynica Morska, verläßt, und warte ungeduldig auf ein Wiedersehen mit dem Meer, den Dünen und den Wäldern. Nach einer Stunde verläßt das Schiff die verschilften Ufer des Elbingflusses, und vor mir liegt der Leuchtturm mitten im Haff. Am Horizont, im Morgendunst noch kaum zu erkennen, wird die Nehrung sichtbar. Ich stehe vorn am Bug und sehe über die Reling in das grüne flockige Wasser. Es ist die Zeit, in der das Haff blüht, Milliarden kleiner Algen beginnen ihr kurzes Leben in dem warmen sommerlichen Wasser. Am rechten Ufer des Wassers rauchen die Schornsteine der Ziegeleien in Steinort, in Cadinen und auch weiter hinauf bis nach Frauenburg, als wenn dieser stille Friede niemals unterbrochen worden wäre. Vom Leuchtturm kommen uns kreischende Möwen entgegen, die gierig nach den Brotbrocken schnappen, die wir ihnen zuwerfen. — Inzwischen hat sich mir eine Polin zugesellt. Sie erklärt mir, daß dort drüben, gleich hinter Kahlberg, jetzt die Sowjetunion begänne. Es sind nur zwei bis drei Stunden zu Fuß am Strand entlang bis zur Grenze. Früher waren es 250 Kilometer, die uns hier noch von Rußland trennten. „Ja", sagt mir die Polin, „es ist alles viel näher gerückt." — „Viel zu nahe, bis zur Oder, bis zur Elbe", antworte ich ihr.

Vom rechten Ufer des Haffes grüßt jetzt das Schlößchen Sucasse herüber aus dem satten, dunklen Grün, verschlafen und verträumt, nur ein wenig grauer, als es einmal war. Nun ist auch die letzte Stunde der Fahrt vergangen, und Kahlberg, sein Wald und sein gelber Leuchtturm, der sich aus den Kiefern erhebt, sind greifbar nahe. Aber etwas fehlt noch an dem vertrauten Anblick. Noch kann man nicht sagen, was es eigentlich ist.

An der Anlegestelle werde ich von einer jungen Polin erwartet, die mich zu dem Häuschen führen will, das für mich vom PTTK, dem staatlichen polnischen Touristenklub, bestellt worden war. Unser Schiff hatte an der Zedlermole festgemacht, aber nur wenige Menschen begrüßten die neuen Feriengäste. Schon nach wenigen Metern verhalte ich erschüttert. Da steht noch die alte Linde die einst der Blitz gespalten hatte, und deren Stamm von starken Eisenreifen zusammengehalten wurde. Aber keines der fröhlichen, leichtgebauten Sommerhäuser an der Haffseite ist noch zu sehen, nichts als ein paar Stufen, die sich in Sand und wucherndem Akaziengebüsch verlieren. Sie allein zeugen noch davon, daß hier irgendwann einmal Eingang zu schmucken Ferienhäusern war. Kahlberg ist wie vom Erdboden verschwunden, viel mehr noch als die Elbinger Altstadt. Nicht einmal einige Spuren weisen darauf hin, was hier vor anderthalb Jahrzehnten einmal war. Von der Zedlermole bis zur Aktienmole entdecke ich noch fünf Häuser, die erhalten geblieben sind. Sie sind zu unfreundlichen, schmutzigen Gasthäusern geworden, in denen Betrunkene lärmen.

Armes Kahlberg, wo ist dein frohes Treiben, wo das bunte Bild der vielen Feriengäste? Schmutz über Schmutz, grau und vernachlässigt, verbitterte Menschen, die dich nicht lieben und dich nicht kennen. Nicht das strahlende Blau des Himmels, nicht das leuchtende Grün des Haffes vermag dieses Chaos zu erhellen.

Am nächsten Tag wandere ich gegen Osten durch den Wald zum Kamel, dem zerfurchten Höhenrücken dieses schmalen Landstreifens. Zunächst folge ich einem schmalen Weg an alten Villen entlang, der sich bald im grünen Moos der kleinen Krüppelkiefern verliert. Ursprünglich gab es hier eine unendliche Zahl Wanderwege. Sie sind aber verschwunden, weil sie seit 15 Jahren niemand benutzte. In Kahlberg hatte man mir gesagt, daß ich nicht zu weit in östlicher Richtung gehen solle, da ich sonst in ein militärisches Sperrgebiet geriete. Nach einer Stunde Fußweg durch dichtes Gebüsch stoße ich auf den ersten verrosteten Stahlhelm. Dann finde ich überwucherte Unterstände, verrottete Uniformstücke und Granaten. Hier hatten im Januar und Februar mörderische Kämpfe stattgefunden, denen auch Kahlberg zum Opfer gefallen war. Deutsche Soldaten, die sich unter dem Trommelfeuer russischer Schiffsartillerie in den gefrorenen Sand eingruben, fanden in jenen Tagen keinen Ausweg mehr über die brüchige Eisdecke des Haffes.

In der nächsten halben Stunde finde ich noch unendlich vieles, das auf den erbarmungslosen Kampf um dieses friedliche Fleckchen Erde hinweist. Mehrmals stoße ich auf verblichene Skelette gefallener Deutscher oder Sowjets, deren Blut im gelben Sand versickerte. Als ich einige Meter in Richtung auf das Meer zugehe, sehe ich mich plötzlich zwei Wopistas gegenüber. Ihre Maschinenpistolen sind so unmißverständlich auf mich gerichtet, daß ich langsam meine Arme hebe. Doch dann kann ich ihnen erklären, daß mich friedliche Absichten hierhergetrieben haben. In ihrer Begleitung gehe ich noch ein Stück weiter, und plötzlich wird mir klar, wo ich bin. Ich stehe mit den beiden Wopistas vor der neuen Grenze der Sowjetunion, die hier den schmalen Landstreifen zerschneidet. „Hier ist alles zu Ende", sagt der eine Pole, „das ist die große Grenze." — „Mitten in unserem Land?" frage ich ihn. „Ja, auch in unserem Land", entgegnet mir der andere.

So sah ich das Meer wieder, an dem ich zum erstenmal als Kind den Wellen begegnete. Hier lag das Ende aller Hoffnungen, aller Sehnsüchte für den, der jenseits dieser Drähte und Gräben seine Heimat hatte. Ich stehe am Strand und starre hinüber, der Wald ist dort verschwunden. Ein breiter Streifen Sand macht es den bewaffneten Posten hier und drüben leicht, jedes Lebewesen zu beobachten, das gewünscht hätte, ein Stückchen zu weit zu gehen — um sein Leben zu verspielen. Vor mir liegen die ersten sowjetischen Hochsitze. Das alles ist die dritte Grenze, die unser Land zerreidit und die ganze Welt.

Hans-Georg Schneege

Kurzmeldungen aus der Heimat

Ferien an Masurens Seen

Die polnischen Reisebüros machen jeden Sonnabend große Propaganda für den Ferienaufenthalt an den masurischen Seen. Die Städte Lyck, Lötzen, Goldap und Osterode werden vom Warschauer Mittelstand besucht, während die Oberschicht die Ostseebäder, insbesondere Zoppot, bevorzugt.

Volkseigene Qualität

In Allenstein wurden von den dortigen Gesundheitsbehörden mehrere tausend Kilogramm Fruchtmarmelade, Sauerampferkonserven und Käse beschlagnahmt, da sie gesundheitsgefährlich waren. Die beanstandeten Lebensmittel stammten aus Staatsbetrieben.

Mammutschädel aus der See

Einen Mammutschädel fischte ein Fischereifahrzeug in der Danziger Bucht aus der Ostsee. Der Fund hat eine Länge von 1,5 Meter. Er wurde dem polnischen Fischerei-Institut in Gdingen übergeben.

Übersoll-Gerichtsvollzieher

„Glos Olsztynski" berichtet über die Ausrüstung aller Allensteiner Gerichtsvollzieher mit Motorrädern. Nun seien die motorisierten Gerichtsvollzieher in der Lage, täglich die Zahl der Pfändungen von 15 auf 25 Prozent zu erhöhen.

Wolkenkratzer für Danzig

In Danzig-Oliva plant man den Bau von elf Hochhäusern, deren höchste 13 Stockwerke haben sollen. Noch in diesem Jahr werden zwei Hochhäuser, die sich bereits im Bau befinden, der Öffentlichkeit übergeben.

Wiederaufbau der Danziger Altstadt

Nach einem festen Plan vollzieht sich der Wiederaufbau der Danziger Altstadt. Die Wohndichte der Altstadt wird dabei so aufgelockert, daß sie am Schluß nur noch Raum für 12 000 Einwohner gegenüber 36 000 bietet. Der altertümliche Charakter soll durch Wiederherstellung der mittelalterlichen Befestigungsanlagen rund um das Wohnviertel erhalten bleiben.

Größte Werft in Gdingen

Nach einer Meldung von „Glos Szczecinski" wird gegenwärtig an der größten Werft, die nach ihrer Fertigstellung Schiffe bis zu 65 000 BRT bauen kann, in Gdingen gearbeitet. Damit erhält Gdingen die größte Werft Polens und der durch Polen verwalteten deutschen Ostgebiete.

Schußwaffen gegen Wilddiebe

Die zunehmende Wilddieberei in den ostpreußischen Wäldern veranlaßt die polnische Verwaltung zu dem Beschluß alle Forstbediensteten mit Schußwaffen zu versehen.

Unbewirtschaftete Höfe

Nach einer Meldung von „Glos Olsztynski" (Allensteiner Stimme) gibt es heute in der Woiwodschaft Allenstein 231 unbewirtschaftete Bauernhöfe. Eine spezielle Kommission sellte fest, daß davon mindestens 126 Objekte wieder in Betrieb genommen werden könnten. 95 Objekte seien jedoch so stark beschädigt, daß sich ein Wiederaufbau nicht lohne.



Schriftleitung E. Knobloch Verlag. Elchland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725 J. Guttenberger Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A - Allgemeine Ausgabe Ausgabe B - mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C - mit Neue Ermländische Zeitung - erscheint einmal im Monat Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl 9 Pfg Zustellgebühr Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch

Anzeigenverwaltung Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt Wolfenbüttel Karlstraße 22 Tel.: 37 68 Postscheckkonto: Hannover 57088 Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

Abwanderung von Akademikern

Appell an vaterländische Gefühle und Verantwortungsfreudigkeit

Der anhaltende Kräftemangel und die Abwanderung von Absolventen der polnischen Hochschulen in den Oder-Neisse-Gebieten nach zentralpolnischen Großstädten bereiten den Partei- und Verwaltungsstellen nach wie vor große Sorgen. Dies geht aus einem Aufruf hervor, den die sog. „Gesellschaft zur Entwicklung der Westgebiete" zusammen mit einem neugegründeten Informations- und Arbeitsvermittlungsbüro der Hochschulen jetzt in Presse und Rundfunk veröffentlichte.

In diesem an die Studentenschaft gerichteten Aufruf werden die Arbeits- und Entwicklungs-Möglichkeiten für Ärzte, Lehrer, Ingenieure und Techniker in den polnisch verwalteten Provinzen in sehr optimistischer Weise geschildert. Gleichzeitig wird an die „vaterländischen Gefühle" und an die „Verantwortungsfreudigkeit" der polnischen Jugend appelliert, die „es jedem leicht machen müßten, sich über gewisse äußere Schwierigkeiten hinwegzusetzen", „im Zeichen der Tausendjahrfeiern dem Aufruf der Nation Folge zu leisten" und sich in den Oder-Neisse-Gebieten niederzulassen.

Die erwähnten „Schwierigkeiten" charakterisiert die Zeitung „Zycie Warszawy" in einem Kommentar zur Tätigkeit des studentischen Informations- und Arbeitsvermittlungsbüros dahingehend, daß es sich vornehmlich um „Wohnungs-Probleme" handele. Bei der Vermittlung von Arbeitsplätzen lasse die Zusammenarbeit mit manchen „Nationalräten" in den „Westwojewodschaften" zu wünschen übrig. So habe z. B. der Danziger „Nationalrat" nicht einmal die von dem Vermittlungsbüro angeforderten Verzeichnisse offener Stellen übersandt.

Der Kommentar des Warschauer Blattes schließt mit der Feststellung, daß noch so weitgesteckte Pläne allein „keine Wunder herbeiführen" könnten. „Nur die Hilfe aller zuständigen Instanzen und ein wahrer Enthusiasmus" könnten dazu führen, daß das Ziel der festen Ansiedlung des akademischen Nachwuchses in den Oder-Neisse-Gebieten erreicht werde.

Sonderprämien — zur Bezahlung von Strafen

Die polnische Presse wendet sich gegen eine Prämien-Methode, die sich neuerdings in Staatsbetrieben der polnisch verwalteten Provinzen eingebürgert zu haben scheint. Nach ihr erhalten Fachkräfte, die wegen Trunkenheitsdelikten von der Miliz in Schnellverfahren mit Geldstrafen belegt werden, von ihren Direktoren Prämien und Vorschüsse, um die teilweise hohen Strafen bezahlen zu können. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß wegen Trunkenheit oder irgendwelcher Händel bestrafte Arbeiter nach ihrer Verurteilung den Betrieb wechseln. Mit Hilfe von Sonderzuwendungen seitens der neuen Betriebe, die froh sind, Fachleute zu bekommen, können die Verurteilten die ihnen auferlegte Geldstrafe erledigen, ohne „Aufsehen zu erregen".

Hilfe für Aussiedlungsbewerber

Vorausbezahlung der Fahrtkosten in Deutscher Mark

Seit einigen Monaten wird die Aussiedlung von Deutschen aus den deutschen Ostgebieten unter polnischer Verwaltung und aus Polen durch die Tatsache erschwert, daß die polnischen Behörden die Genehmigung zur Ausreise von der Vorausbezahlung der Fahrtkosten in Deutscher Mark abhängig machen. Insbesondere trifft das die Aussiedlungswilligen, die keine Verwandten oder Bekannten im Bundesgebiet haben oder deren Angehörige in Westdeutschland nicht in der Lage sind, die Fahrtkosten im voraus zu bezahlen.

Aus diesem Grunde übernimmt die Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege „Familienzusammenführung und Kinderdienst" in Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51, unter bestimmten Voraussetzungen auf Antrag die Vorfinanzierung der Reise. In der Regel werden dabei die Fahrtkosten für die durch die sowjetische Besatzungszone den hilfsbedürftigen deutschen Aussiedlungswilligen vorfinanziert. Die Arbeitsgemeinschaft ist darüber hinaus aber auch bereit, die sonstigen Kosten des Transportes vom Ausgangsort bis zum Grenzübergangsort zur SBZ vorauszuentrichten, wenn glaubhaft gemacht wird, daß die Aussiedler oder ihre Verwandten oder Bekannten im Bundesgebiet die Kosten nicht selbst übernehmen können.

Um in solchen Fällen zu verhüten, daß im Rahmen der Gesamtfinanzierung der Fahrtkosten für die Aussiedlung aus Bundesmitteln die Reisekosten nochmals erstattet werden, werden die Registrierscheine der Aussiedler von der Arbeitsgruppe des DRK-Suchdienstes im Lager Friedland mit einem Vermerk versehen, aus dem hervorgeht, ob die Fahrtkosten des Aussiedlers bereits abgegolten sind und in welchem Umfange. Da die Höhe des Betrages in der Regel erst nach dem Eintreffen des Aussiedlers im Bundesgebiet und nach Eingang der Kostenforderungen der polnischen Reisebüros bekannt wird, ist in dem Vermerk nur die Strecke angegeben, für die die Arbeitsgemeinschaft die Kosten vorfinanziert hat.

PRESSESPIEGEL

Nicht zum Ziel geführt

„Die CDU beharrt durch den Mund des Bundeskanzlers darauf, daß der bisherige außenpolitische Kurs der richtige war und daß er auch in Zukunft, ungeachtet des Zusammenbruches der Pariser Konferenz und der schweren Prestigeverluste Eisenhowers, der richtige sei. Wir werden dieses Wort von dem richtigen außenpolitischen Kurs bis zu den Wahlen noch häufig zu hören bekommen.

Als richtig hat sich der Adenauersche Kurs nur insoweit erwiesen, als es sein Ziel war, aus dem 1945 vorhanden gewesenen machtpolitischee Vakuum Westdeutschland einen Trabanten im weltweiten Bündnissystem der Vereinigten Staaten zu machen. Sofern jedoch die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, ihr Beitritt zur NATO und ihre Eingliederung in einige überstaatliche europäische Institutionen nur Mittel zu einem ganz anderen Ziele, nämlich dem der Wiedervereinigung Deutschlands, gewesen sein sollten, hat der außenpolitische Kurs des Bundeskanzlers auf eine Sandbank geführt. Wir sind von einer Wiedervereinigung weiter denn jemals entfernt und es sind nicht die geringsten Anzeichen da, daß die Sowjetunion morgen das tun wird, was sie gestern nicht tat, nämlich im Blick auf eine aufgerüstete Bundesrepublik ihre Stellung auf deutschem Boden zu räumen.

Die SPD war in der Vergangenheit vielleicht zuweilen auf der richtigen Fährte, wenn sie die Unterordnung der Politik der Integration und der Wiederbewaffnung unter die der Wiedervereinigung Deutschlands verlangte und die Reaktionen der Sowjetunion auf diese Politik zu erwägen empfahl. Aber sie hatte niemals die Kraft, ihre Überzeugungen zur Geltung zu bringen."

NÜRNBERGER NACHRICHTEN

Tradition — hier oder dort?

„Es ist ein Kreuz mit dem 20. Juli. Schlimm genug, daß versäumt wurde, für diesen Tag rechtzeitig den rechten Ton zu suchen zwischen Hymnus und Trauermarsch, eine würdige Form zu prägen, die sich lebend fortentwickeln kann. Schlimmer, daß man immer bangen muß, einer der Offiziellen werde sich dienstlich daneben benehmen, irgendein Minister werde wieder eine deplacierte Rede halten . . . Einen Tag bevor im Gefängnis Plötzensee Bundeswehroffiziere — in Zivil freilich — zu den Klängen vom Guten Kameraden Kränze niederlegten am Ort der Hinrichtung deutscher Offiziere, die gegen Hitlers Krieg aufgetreten waren, stand der Luftwaffeninspekteur General Kammhuber — in Uniform — am Grabe eines prominenten Feldmarschalls, der Hitler den Krieg hatte führen helfen, und pries das Vorbild des Verblichenen. Kranz des Verteidigungsministers hier, Kranz des Verteidigungsministers dort. Kranz des „Stahlhelms" am Sarge Kesselrings, nicht aber in Plötzensee. Wo war die Tradition? Hier und dort? Doch wohl kaum. Wie General Kammhuber und Minister Strauß Kesselring und Stauffenberg, Pro-Hitler und Anti-Hitler in ihrem Weltbild verbinden, mag ihrer intellektuellen Beweglichkeit überlassen bleiben, nicht aber die Verwirrung, die solche geistige Führungslosigkeit in der jungen Bundeswehr anstiftet. Lieber keine Tradition als diese."

STUTTGARTER ZEITUNG

Spiel mit dem Feuer

„Der Flug des amerikanischen Aufklärers mag sich wohl innerhalb der Grenzen des internationalen Rechts gehalten haben. Aber es ist offensichtlich, daß es nach dem Fehler mit der U-2 und der amerikanischen Alarmübung am Vorabend der Gipfelkonferenz viele Leute geben wird, die argwöhnisch sind. Dies ist eine durch und durch ungesunde Situation. Die Amerikaner würden gut daran tun, den äußersten Takt zum Leitprinzip für alle Unternehmungen ihrer Flugzeuge zu machen, die auf dem Gebiet ihrer Verbündeten stationiert sind. Der Schaden der im Verhältnis der Verbündeten untereinander durch diese Zwischenfälle und das dadurch hervorgerufene Mißtrauen verursacht werden kann, ist beträchtlich."

NEWS CHRONICLE

Korea: Wer warf den ersten Stein?

„Heute vor genau zehn Jahren wäre in Korea um ein Haar ein Weltkrieg ausgebrochen. Die Welt hatte Glück, sie ist noch einmal davongekommen. Korea hatte weniger Glück, es wurde verwüstet und blieb geteilt und hat noch heute keinen Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand.

Auch die übrige Welt hat seit Korea nicht mehr ruhig schlafen können. Die koreanische Wunde ist unverheilt. Über Korea sprechen heißt in zwei verschiedenen Sprachen sprechen. Wie sehr dieser Krieg noch heute die Welt entzweit, wird allein schon an der Frage deutlich, wer ihn nun eigentlich „angefangen" habe.

Wir wissen, daß um sechs Uhr morgens am 24. Juni 1950 nordkoreanische (kommunistische) Truppen südlich der Zonengrenze, am 38. Breitengrad, standen; und wir wissen auch, daß die Kämpfe um vier Uhr morgens des gleichen Tages begannen. Wir wissen aber nicht, wer den ersten Schuß feuerte, wer den ersten Soldaten über die Grenze schickte. Die Nordkoreaner behaupten, Syngman Rhee, die Südkoreaner, sagen die Kommunisten.

Ausgeschlossen ist es nicht, daß die Südkoreaner angriffen und dann von den Nordkoreanern über die Grenze und bis hinter ihre Ausgangsstellungen zurückgeschlagen wurden. Aber beweisen läßt es sich auch nicht, Westliche Journalisten waren leider nicht zur Stelle. Sie haben an diesem Tage eine Schicksalsstunde verpaßt, nicht nur einen „Knüller".

Nach dem Verschwinden Syngman Rhees von der politischen Bühne wird es vielleicht leichter sein, herauszufinden, wie es am 24. Juni 1950 am 38. Breitengrad „wirklich gewesen" ist."

DIE WELT, Hamburg

Stimmungsbilder aus dem nördlichen Ostpreußen

Deutsche Friedhöfe kaum angetastet! — Unbekannte Tatsachen aus dem sowjetischen Verwaltungsbereich — Umsiedlerberichte

OW-SONDERBERICHT

Wie sieht es im nördlichen Ostpreußen aus, das seit dem Kriegsende von der Sowjetunion verwaltet wird? Nur ab und zu kommen aus diesem Gebiet verläßliche Nachrichten zu uns. Wir haben in den vergangenen Wochen die russischen Rundfunksender in Nord-Ostpreußen abgehört und von dort in die Bundesrepublik gekommene Umsiedler über die Verhältnisse befragt. Vielfach sind wir dabei auf bislang unbekannte Tatsachen gestoßen.

Wir wollen eine erfreuliche Meldung an den Anfang des Berichtes über das heutige Nord-Ostpreußen stellen! Im Gegensatz zum polnisch verwalteten Teil dieser Provinz werden die deutschen Gottesäcker von den Russen im allgemeinen in Ruhe gelassen! Es gibt dort nicht solche Friedhofs-Vernichtungsaktionen wie unter den Polen. Deutsche Friedhöfe, die die Kämpfe und die erste Zeit der Besetzung überstanden haben, existieren heute fast alle noch! Während im Kreis Angerburg (polnisch verwalteter Teil) erst vor einigen Wochen zwei deutsche Friedhöfe abgebrannt wurden, um sie völlig zu vernichten und anschließend zu planieren, befindet sich beispielsweise jenseits der Grenze der deutsche Friedhof von Kleinbeinuhnen noch in erträglichem Zustand! Es ist dort zwar alles überwachsen, aber der verlassene Gottesacker wird von den Russen respektiert.

Vor allem ist der russischen Bevölkerung in Nord-Ostpreußen zugute zu halten, daß sie nicht ein Geschäft aus dem Abtransport deutscher Grabsteine und Grabkreuze macht. Zwar sind auch hier in Einzelfällen Diebstähle vorgekommen, aber niemals sind solche Zustände wie unter den Polen eingerissen.

Im sowjetischen Verwaltungsteil sind vor allem die deutschen Gottesäcker in den Landgemeinden und den Kleinstädten verschont geblieben. Unsere Toten ruhen dort unter urwaldähnlichen grünen Baldachinen. Daß die Gräber nicht gepflegt werden können, muß man hinnehmen. Jedenfalls ist es von großer Bedeutung, daß Behörden wie Bevölkerung keine mutwilligen Schändungen vornehmen.

Weiter haben die sowjetischen Behörden durch verschiedene Maßnahmen zu erkennen gegeben, daß sie in Zukunft mehr für Ruhe und Ordnung sowie für den Aufbau der Städte tun wollen. Auch die erste Anweisung hat vor allem für die Stadtgebiete Bedeutung. Eine überraschend aus Moskau eingetroffene Untersuchungskommission hat elf nordostpreußische Städte aufgesucht und dort zweierlei festgestellt:

1. Die aus deutscher Zeit stammenden Altbauten werden nicht genügend gepflegt und drohen als Substanzwerte zu verfallen sowie
2. der Wiederaufbau wird durch Korruption der örtlichen Sowjets beträchtlich behindert.

Überraschend war dabei vor allem, daß die Moskauer Funktionäre Wiederaufbaupläne für ostpreußische Städte mit sich führten — Pläne jedoch, die in Nord-Ostpreußen noch niemals veröffentlicht worden sind! Die Königsberger Verwaltung hatte ihre Durchführung zumeist gar nicht begonnen, sondern die freigestellten Materialien und Gelder der Königsberger Industrie und den Militärbauten überlassen.

*

Die Moskowiter verzichteten auf eine große Untersuchung und Bestrafung. Sie beriefen aus zuverlässigen Beamten und Funktionären Kontroll-Ausschüsse ein, denen zukünftig alle Anweisungen des Kremls bekanntgegeben werden und die die Ausführung zu überwachen haben. Die Kommission stellte eindeutig fest, daß Wiederaufbauanstrengungen nicht nur auf die UdSSR zu beschränken seien, sondern auch im Bezirk Königsberg vorgenommen werden müßten! Gleichzeitig wurden in allen nord-ostpreußischen Städten Volksmilizen einberufen, die nicht nur Verbrecher bekämpfen sollen. Vielmehr haben diese Milizen die Aufgabe, Abbrucharbeiten an den Altbauten zu verhindern und Verfallserscheinungen an solchen Gebäuden zur Meldung zu bringen.

Ganz offensichtlich haben die Moskauer Besucher bemerkt, daß eine grundlegende Änderung erforderlich ist, wenn man die Städte erhalten will und es endlich zu einem teilweisen Wiederaufbau kommen soll. Die jetzige Situation erschien den Kontrolleuren auf jeden Fall unhaltbar. Es ist daher zu hoffen, daß nach 15 Jahren endlich einige Maßnahmen getroffen werden, um den Verfall dieser Städte aufzuhalten. Wahrscheinlich verspricht die Maßnahme am meisten Erfolg, verschiedenen Kleinstädten ausdrücklich wieder das Stadtrecht zuzuerkennen. Dadurch werden die Stadt-Sowjets verpflichtet, ihre Aufgaben besser wahrzunehmen.

Weniger günstig ist es, daß für die Landwirtschaft keine Zugeständnisse gemacht werden. Obwohl die Kommission aus der UdSSR feststellte, daß sich der für ganz Nord-Ostpreußen befohlene Mais-Anbau nicht lohnt und sogar Defizite bringt, änderte man in diesem Punkt weder die Planung noch die Durchführung. Da der Mais zu den fixen Ideen Chruschtschows gehört, muß er angepflanzt werden — auch wenn es sinnlos ist. Zur Zeit werden ungefähr 18 vom Hundert der bewirtschafteten Ackerflächen Nord-Ostpreußens mit Mais bestellt. Die Erträge sind minimal. Oft bringen sie nicht einmal die Aussaat- und Bearbeitungskosten wieder herein. Die Kommission vermochte der Landwirtschaft nur einen kleinen Ausweg zu zeigen: sie soll in Zukunft mehr als bisher die „traditionellen (sprich die deutschen) Anbaumethoden berücksichtigen. Natürlich nur auf den Flächen, die nicht mit Mais bebaut werden müssen. Abgewendet wurde ferner die Königsberger Anordnung, überall im Land Groß-Kolchosen zu errichten. Sie sollten zwischen 1800 und 2200 Hektar groß sein und den Bearbeitungsflächen der Staatsgüter entsprechen. Da jedoch gerade die großen Staatsgüter nicht wirtschaftlich sind, wären die Groß-Kolchosen ebenfalls zu Defizitbetrieben geworden. Die Kommission setzte durch, daß die Kolchosen in ihrer jetzigen Größe bestehen bleiben sollen — bis vier benachbarte Kolchosen wirtschaftlich arbeiten und vereinigt werden können. Das heißt: es wird nie zur Bildung von Groß-Kolchosen kommen, weil man niemals vier gewinnbringende Kollektive zusammenbekommen wird.

Das größte landwirtschaftliche Problem in Nord-Ostpreußen besteht in der Verminderung der Bodenfruchtbarkeit. Sie beruht auf der mangelnden Düngung und der vernachlässigten Entwässerung. Um allein die Melioration wieder in Ordnung zu bringen, ist ein Zehnjahresplan begonnen worden! Niemand aber vermag zu sagen, woher Stall- und Kunstdünger kommen sollen. Dafür gibt es kein Rezept! Wie uns umgesiedelte Landsleute berichten — sie waren im Memelland und konnten von dort aus verschiedentlich Fahrten nach Ostpreußen unternehmen —, gibt es in der Niederung zwischen Gilge und Ossa einige Dutzend Kolchosen, die je Hektar Land Verluste von 2800 Rubel aufweisen! Die Bodenerträge sind hier so gering, daß die Kolchosen ihr Vieh nur durch Zukauf von Futtermitteln bei den Staatsgütern durchbringen! In Heinrichswalde hat sich jetzt eine Agrar-Behörde einquartiert, die sich nur mit diesem Problem der bankrotten Kollektivwirtschaften befassen soll. Der neueste Plan besteht unter anderem darin, Kolchosbauern ohne genügende landwirtschaftliche Erfahrung wieder nach Rußland abzuschieben und sie durch aus der Armee zu entlassende Fachleute zu ersetzen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß in Ostpreußen stellenweise die Kolchosen bis zu 40 Prozent mit landfremden Leuten besetzt sind!

Es gibt auch Anzeichen, daß die Sowjetunion bestrebt ist, Nord-Ostpreußen näher an Rußland anzuschließen und langsam den militärischen Sonderstatus abzubauen. Ist es doch gerade dieser Status, der bisher eine normale Entwicklung verhindert hat. Um die Beziehungen zur UdSSR zu vertiefen, geht man jetzt dazu über, die Zahl der Zivilflughäfen zu erhöhen. Bisher gab es im nördlichen Ostpreußen nur den Zivilflughafen von Königsberg-Devau. Weitere Zivilflughäfen sollen nun in Tilsit und Insterburg entstehen. Am wichtigsten ist aber wohl die Vergrößerung des Devauer Flughafens (der heute übrigens überhaupt nicht mehr von Militärmaschinen benutzt wird). Auch die Zahl der Maschinen soll vergrößert werden. Bisher flog nur ein Passagierflugzeug am Tage von Moskau nach Königsberg und zurück. Zukünftig sind zwei Maschinen geplant. Außerdem sollen auch noch zwei weitere Städte im sowjetischen Machtbereich angeflogen werden.

Mit dem Straßenbau und der Erneuerung der Eisenbahnstrecken tun sich die Russen noch schwerer. Diese Verkehrsverbindungen wieder aufzubauen bzw. zu erweitern (in östlicher Richtung) ist nicht nur kostspielig, sondern verschlingt auch viel Material. Und gerade das ist in Ostpreußen noch immer sehr knapp. So wird sich die „Vertiefung der Beziehungen" zwischen Ostpreußen und der Sowjetunion noch auf lange Sicht nur auf den Flugverkehr beschränken, was sehr wenig und praktisch ohne Bedeutung ist.

Von dem Vorsitzenden des Gebiets-Exekutiv-Komitees in Königsberg. S. Ph. Slaikowski, ist bekannt, daß er — selbst leidenschaftlicher Jäger — die ostpreußische Jagd wieder normalisieren will. In einem Vortrag über Radio Königsberg setzte er sich dafür ein, daß der Bevölkerung die Jagdwaffen wieder fortgenommen werden. Nach seinen Worten besitzen acht von zehn erwachsenen Russen in Ostpreußen eigene Jagdgewehre!! Von einer geregelten Jagd und einer Wildhege kann selbst nach der Meinung dieses Spitzenfunktionärs heute nicht mehr gesprochen werden. Nach der Meinung Slaikowskis, der bestimmt nicht übertrieben hat, gibt es heute in Nord-Ostpreußen nur noch zwölf Prozent des Wildbestandes aus dem Jahre 1944!! Gegenwärtig ist die Jagd für jedermann frei, der einem Jagdverein beitritt und sich eine Flinte kauft. In den Jagdverein aber wird jedermann aufgenommen! Unzählige Russen gehen in ihrer Freizeit auf die Jagd, wobei sie kein Tier schonen. Natürlich achten sie auch keine Schonzeiten. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß sich das Wild nur noch in den unzulänglichsten Waldgebieten, die zu Urwald geworden sind, findet.

Am schlimmsten sind die einheimischen Vögel sowie die Zugvögel dran. Da Hoch- und Niederwild erst aufgespürt werden muß, schießen die Russen auf jeden Vogel — auch Sperlinge werden erlegt. In dem Radiovortrag forderte Slaikowski nun, Forstbezirke wie früher einzurichten und nur den Förstern sowie Mitgliedern sogenannter Jagdkollektive den Abschuß von Wild zu gestatten. Würden diese Maßnahmen eingeführt, so wäre es auch möglich, aus Polen und Rußland lebendes Wild einzuführen. Vor allem in Niederschlesien und Ostpommern werden von den Polen große Mengen lebenden Wildes gefangen und exportiert. Unter den derzeitigen Umständen würde sich jedoch das Aussetzen von neuem Wild in den nord-ostpreußischen Wäldern nicht lohnen. Es wäre zu wünschen, daß die Vorhaben von Slaikowski zur Durchführung gelangen und der Wildfrevel in Ostpreußen endlich aufhört. Leider wurde in dem Vortrag auch angedeutet, daß „mehrere Tiergattungen bereits ganz ausgerottet worden sind". Wahrscheinlich bezieht sich diese Bemerkung auf unsere ostpreußischen Elche und auf andere seltene Tiere in unserer Heimat.

Schließlich sei noch auf ein wichtiges Problem hingewiesen. Der Gesundheitszustand der russischen Landbevölkerung in Ostpreußen ist sehr schlecht! Unter anderem wird das auf folgenden Umstand zurückgeführt: nach der Besetzung 1944/45 wurden Tausende von Brunnen in den deutschen Dörfern zugeschüttet! Die Gründe dafür sind nicht bekannt. Man kann nur vermuten, daß damals eine Anweisung dieser Art von oben kam, weil man Angst davor hatte, daß die Deutschen die Brunnen vergiftet hätten. Inzwischen weiß man, daß dies nicht der Fall war. Die Brunnen aber blieben zugeschüttet. Seit dem Kriege verwendet die russische Bevölkerung Wasser aus Flüssen, Bächen und Teichen. Dieses „Trinkwasser" soll zwar vor dem Genuß abgekocht werden, aber das wird oft nicht befolgt. So kommt es, daß zahllose Russen aller Altersklassen infolge des Genusses verseuchten Wassers krank geworden sind. Da sich die meisten Leute selbst kurieren wollten oder die Ärzte in den wenigen Krankenhäusern


Insterburg · Der alte Markt

die Ursachen nicht erkannten, haben die Krankheiten oft Dauerfolgen gehabt. Heute endlich will man diese Zustände abändern. Im Samland beginnt man bereits damit, alte deutsche Brunnen wieder aufzugraben oder ganz neue anzulegen. Da diese Arbeiten jedoch von der Bevölkerung im Rahmen des „Nationalen Aufbauwerkes in freiwilliger Weise" durchgeführt werden müssen, kommen sie nur sehr langsam voran. Stadt, Provinz und Gemeinden haben nicht genug Geld, um überall diese unbedingt notwendigen Arbeiten ausführen zu lassen. Man ersieht daraus, wie äußerst primitiv noch heute die Lebensverhältnisse in Ostpreußen sind und daß die zivilisatorischen Errungenschaften noch immer weitgehend zerstört sind.

Genauso ist es auch mit den Ortschaften und Städten, die über ein eigenes Kanalisations- und Leitungsnetz verfügten. Nicht einmal ein Drittel dieser Einrichtungen ist in Nord-Ostpreußen erhalten geblieben bzw. wieder instandgesetzt worden! Auch hierdurch sind unhaltbare sanitäre Zustände entstanden, die nur in langwierigen Aufbauprozessen gebessert werden könnten.

Jagdmuseum bittet um Hilfe

Das „Ostpreußische Jagdmuseum — Wild, Wald und Pferde Ostpreußens" im Lüneburger „Alten Kaufhaus", das trotz der Kürze seines nur einjährigen Bestehens weit über die Grenzen Niedersachsens zum Begriff geworden ist. wurde im Verlaufe der Terrorbrände in Lüneburg im Feuersturm der Nacht vom 22./23. Dezember 1959 durch Brandstiftung zerstört. Unersetzliche Trophäen, die den Begriff Ostpreußen handgreiflich nahebrachten, und andere Werte sind durch Bubenhand vernichtet. Viele dieser Trophäen waren beim Untergang Ostpreußens unter Lebensgefahr und unter Zurücklassung von anderem wertvollsten Besitz gerettet und als Vermächtnis der Heimat dem Ostpreußischen Jagdmuseum übergeben worden. Sie sollten zeugen für die Heimat und das unveräußerliche Recht auf sie.

Auch wertvolles Archiv- und Anschauungsmaterial über Ostpreußens Wild, Wald und Pferde, die Vogelwarte Rossitten, die ostpreußische Falknerei, das ostpreußische Schützenwesen, das Yorcksche Jäger-Bataillon u. a. m. sind dem Feuer zum Opfer gefallen.

Die Vernichtung bedeutet aber keine Aufgabe der Idee. Es ist nicht Ostpreußenart, diesen Schicksalsschlag tatenlos hinzunehmen. Wir setzten ihm ein „Dennoch" entgegen. Dafür wird man in weitesten Kreisen Verständnis finden. Wenn wir jetzt diese „Grüne Dokumentation" Ostpreußens in ehrenamtlicher Arbeit wieder aufbauen, erfüllen wir eine Dankesschuld gegenüber unserer geliebten Heimat Ostpreußen, das auch allen Deutschen gemeinsam gehört. Das „Grüne Ostpreußen" muß in Bild und Schrift sowie in Trophäen aus der Asche auferstehen! Es muß jetzt durch den Wiederaufbau in des Wortes eigentlichster Bedeutung die „Feuerprobe" bestehen!

Das erfordert aber die tatkräftige Unterstützung aller, die sich mit dieser urwüchsigen deutschen Provinz verbunden fühlen. Wir wenden uns an alle — ganz gleich, ob sie im Osten oder Westen unseres Vaterlandes oder gar woanders ihre Heimat hatten und noch haben. Alles bemerkenswerte Anschauungsmaterial, wie typische Trophäen (ggf. zum Abgießen), Bilder, Dokumente, sind uns wertvoll, vor allem aber auch jede Geldspende ist erwünscht. Wir bitten überall im Bekanntenkreis, in Betrieben, Organisationen, Schulen usw. zum Sammeln von Spenden für den Wiederaufbau anzuregen.

Da das Museum als „besonders gemeinnützig" anerkannt ist, können Geldspenden hierfür steuerlich abgesetzt werden.

Geldeinzahlungen werden erbeten an die Stadtsparkasse Lüneburg oder an die Kreissparkasse Lüneburg unter „Ostpreußisches Jagdmuseum, Sonderkonto Wiederaufbau"

Die nachfolgenden Länder haben Genehmigungsbescheide zu öffentlichen Sammlungen (bis zum 31. August 1960) erteilt:

Baden-Württemberg (30. 6. 1960 — IX 251/369/9), Berlin (23. 5. 1960 — III C 1 — 0346/9257); Bremen (22. 6. 1960 — IB (4) 823/60); Hamburg (16. 5. 1960 — 24 82 5 54); Hessen (15. 6. 1960 — II d — 21 f 04 — V 19/60); Niedersachsen (4. 5. 1960 — II/1 (d) 120.510 — 5/60); Nordrhein-Westfalen (13. 5. 1960 — I C 3/24 — 13.77); Rheinland-Pfalz (13. 6. 1960 — 155 — 06/20 Nr. 222); Saarland (23. 6. 1960 — B 3274); Schleswig-Holstein (13. 5. 1960 — I 23a — 8020 — 26/60).

Ostpreußisches Jagdmuseum
— Wild, Wald und Pferde Ostpreußens — e. V.
in Lüneburg.

Dr. Wallat, 1. Vorsitzender — H. L. Loeffke, Geschäftsf. Vorsitzender

Gern unterschreibe ich den vorstehenden Aufruf und bitte auch meinerseits, das Aufbauwerk nach Kräften zu unterstützen. Ich wende mich insonderheit an die im DJV zusammengeschlossenen Jäger, den heimatlosen Ostpreußen bei der Neuschaffung einer Erinnerungsstätte weitgehend zu helfen. Volksverbundenheit und Kameradschaft durch die Tat zu beweisen, ist in erster Linie Herzenssache, aber auch eine Verpflichtung!

H. J. Cossack
Präsident des Deutschen Jagdschutzverbandes

Nur jede 20. Eheschließung eine Mischehe

Nachdem bereits eine Untersuchung der „Studia Slaskie" (Schlesische Studien, Bd. II) kürzlich ergeben hatte, daß sich die alteingesessene Bevölkerung Oberschlesiens nach wie vor schroff gegenüber den Zuwanderern abschließt, behandelte jetzt die Breslauer Wochenzeitung „Odra" das gleiche Problem.

Während die Zuwanderer von den Alteingesessenen als „Hadziaje" bezeichnet werden, nennen die ersteren die einheimischen Oberschlesier „Hanys". Schon diese — lt „Odra" — allgemeingültige Klassifizierung wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf die herrschenden Gegensätze. Einerseits werfen die Neuankömmlinge den Einheimischen „Abkapselung im engsten Familienkreis" und „übertriebenen Sparsamkeitssinn" vor — andererseits wird von den letzteren die „leichtlebige, auf den Augenblick bedachte Lebensführung" der „Hadziaje" abgelehnt.

„Odra" läßt durchblicken, daß sich insbesondere die Hoffnungen auf eine größere Zahl von Mischehen und damit auf ein Nachlassen der Sapnnungen nicht erfüllt haben.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33.



Allen im August geborenen Turnschwestern und Turnbrüdern herzliche Glückwünsche für das neue Lebensjahr! Den vollen Zehnern und den Ältesten einen Sondergruß! Es vollenden **40 Jahre:** am 10. 8. Dr. Ernst Remppis (Zoppot), am 19. 8. Gerda Utcke-Müller (KMTV Königsberg), am 25. 8. Waltraut Denk-Semkat (KMTV Königsberg), am 30. 8. Dr. Lilo Remppis-Wagner (Zoppot); **50 Jahre:** am 30. 8. Erwin Assmus (KMTV Königsberg); **60 Jahre:** am 5. 8. Alfred Tischer (Ruderverein Danzig), am 16. 8. Willy Marczinski (Bartenstein), am 19. 8. Erwin Liedtke (Gumbinnen); **70 Jahre:** am 16. 8. Karl Wetzker (KMTV Königsberg); **79 Jahre:** am 25. 8. Dr. Kurt Stahr (KMTV Kbg./Stallupönen); **80 Jahre:** am 25. 8. Alb. Zerahn (Elbing); **81 Jahre:** am 5. 8. Henry Forstreuter (Fischhausen); **82 Jahre:** am 4. 8. Elfriede Stodollik (Lyck); **85 Jahre:** am 8. 8. Ernst Nelte (Tgme. Danzig).

Zum XI. Wiedersehenstreffen in Espelkamp-Mittwald vom 9. bis 12. September 1960 sind Einladungen an alle versandt. Wer etwa keine erhalten hat, fordere sie bitte umgehend bei mir an. Zeitplan und Anmeldeblatt mit Kostenerrechnung sind jeder Einladung beigelegt.

Für das Jahrbuch der Turnkunst 1961 bitte ich alle Verbindungsleute unserer früheren Vereine (Sprecher, Schriftführer, Karteiführer), kurz gehaltene Beiträge über Vereinstreffen, Patenschaftsverbindungen usw. so bald wie möglich an mich zu senden. Der Deutsche Turnerbund hat uns auch in diesem Jahr wieder eine Seite des Jahrbuchs zur Verfügung gestellt.

Für den Weihnachtsbrief 1960 unserer Turnerfamilie erbitte ich Beiträge aus den Vereinen unmittelbar nach dem Wiedersehenstreffen in Espelkamp-Mittwald, spätestens bis zum 1. Oktober 1960. Der Annahmeschluß muß so früh gesetzt werden, um die Drucklegung und den Versand rechtzeitig vor dem Weihnachtsfest durchzuführen. Alles möglichst kurz halten und druckreif mit Schreibmaschine schreiben! Ihr erleichtert mir dadurch sehr die Arbeit. Geeignet sind Berichte über Vereinsjubiläen, über besonders verdiente Mitglieder, über die heimatlichen Turnstätten, über Vereinsfahnen, Gründungsjahr und Vereinsgeschichte ebenso wie über Arbeit alter Mitglieder in ihren jetzigen westdeutschen Vereinen und in den Organisationen des Deutschen Turnerbundes, auch über Vereinstreffen bei Heimatveranstaltungen u. ä. Bilder dazu sind sehr erwünscht.

Sorgt dafür, daß wieder recht viele Vereine in dem Weihnachtsbrief mit einem Grußwort zum neuen Jahr vertreten sind. **Onkel Wilhelm.**

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute Ludwig Prawzick und Marie geb. Lusga aus Heldenfelden, Kreis Lyck, am 24. Juli in Seesen a. H. Von den acht Kindern des Jubelpaares sind zwei Söhne gefallen, ein dritter Sohn starb kurz nach Kriegsende. Unter den Gratulanten befand sich auch eine jetzt in Kanada lebende Tochter, die eigens im Flugzeug nach Deutschland kam, um ihren Elten zu gratulieren.

Goldene Hochzeit

Eheleute Paul Pokrandt und Anna geb. Supkowski, aus dem Kreis Deutsch Krone stammend, am 16. Juli in Höver, Kreis Burgdorf.

102. Geburtstag

Ottilie v. Kehler aus Ostpreußen, die als Siebenundachtzigjährige ihre Heimat verlassen mußte, am 8. Juli in Celle, wo sie bei ihrer 73jährigen Tochter lebt. Frau v. Kehler dürfte wohl die älteste Einwohnerin Niedersachsens sein.

81. Geburtstag

Franziska Czygan, Witwe des Ober-Ing. der Ostpreußen-Werk AG. Paul Czygan, früher Königsberg/Pr., am 23. August in Eßlingen-Mettingen, Lerchenbergstraße 32. Die Jubilarin erfreut sich bester Gesundheit.

80. Geburtstag

Witwe Marie Gennerich geb. Labuschat aus Eydtkuhnen am 19. Juli in Klein-Eicklingen bei Celle.

75. Geburtstag

Oberingenieur VDI Hellmuth Möhrke am 25. August in Markdorf am Bodensee, Bildbachstraße 18. Der Jubilar war von 1933 bis 1945 Direktor der Natura-Milch-Export-GmbH. in Allenburg; das Werk wurde 1938 von der Glücksklee-Milchges. mbH., Hamburg, übernommen. Er ist durch seinen Beruf weit herumgekommen und war u. a. auch mehrere Jahre im Ausland tätig. Geistig noch äußerst rege, erfreut er sich bester Gesundheit. — Seine Bekannten und früheren Mitarbeiter gratulieren ihm auf diesem Wege herzlich und wünschen ihm einen schönen Lebensabend.

Die „Ostpreußen-Warte" wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit!

Aus den Landsmannschaften

Seesen a. H.

Der Heimatpolitische Abend zum 40. Gedenken des Abstimmungssieges in Ost- und Westpreußen am 11. Juli 1920 wurde zu einer erhebenden Feierstunde. Als Sprecher wirkten mit: Frau Fahlke, Bruno Scharmach, Frau Liedtke und Frau Weiss. Ebenso eindrucksvoll waren die Eröffnungsansprachen von Schulrat a. D. Papendick, der Hauptvortrag des 1. Vorsitzenden Reg.-Rat a. D. Augustin und die abschließenden Worte von Landwirtschaftsoberlehrer Luszick. Es war eine gut besuchte, wirkungsvolle Kundgebung.

Lübbecke i. W.

Die hiesige Ortsgruppe der LO hielt kürzlich ihre Monatsversammlung ab, die von der Jugend durch Rede, Spruch und Lied zu einer schönen Nachfeier der Düsseldorfer Kundgebung der Ostpreußen gestaltet wurde. Der Vorsitzende, Lm. Hardt, faßte dann noch in einer kurzen Übersicht die Höhepunkte und die Bedeutung dieses Tages zusammen. Anschließend wurden Filme von der Weichsel und von Danzig gezeigt.

Waldshut

In Waldshut und in Tiengen wurde auf eine recht originelle Art die Bevölkerung an die vor 40 Jahren durchgeführte Volksabstimmung erinnert; vermittels Schaufenster-Ausstellungen. Landkarten zeigten das einstige Deutschland und die damaligen Abstimmungsgebiete in Ost- und Westpreußen sowie in Oberschlesien. Auf verschiedenen Tafeln wurden die Abstimmungsergebnisse vermerkt und Notgeldscheine aus diesen Gebieten gezeigt. Eine Bücherausstellung wies auf die geistigen Leistungen des deutschen Ostens hin. Alle diese Dokumente wurden von der Bevölkerung viel beachtet. A. G.

Bad Aibling

In eindrucksvoller Feier beging der hiesige Kreisverein den diesjährigen Muttertag. Symbolisch für alle Mütter überreichte mit einem Gedicht der Schüler Ulbrich Thiede einer der anwesenden Mütter einen Blumenstrauß. Neben gemeinsam gesungenen Ostpreußen-Liedern wurden von der Jugend noch Gedichte vorgetragen und eine Muttergeschichte vorgelesen.

Zum 1. Pfingstfeiertag unternahm die kleine Kreisgruppe mit Omnibus eine Fahrt ins benachbarte Österreich und verbrachte den Abend in Kufstein.

Am 3. Juli, dem ersten Sonntag des Monats, trafen die Landsleute wieder im Frühlingsgarten zusammen. Hierbei erinnerte der 1. Vorsitzende Fritz Krosta an die Abstimmung am 11. Juli 1920 und die Bedeutung dieses Tages für Ost- und Westpreußen. Zum Weltflüchtlingsjahr hatte der Vorstand der Kreisgruppe vom Bundeskuratorium für das Weltflüchtlingsjahr Sammellisten erhalten. Als Ergebnis der Sammlung konnten ca. 100 DM genannt werden.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: W. Gramsch, Celle, Waldweg 83, Telefon 47 34.

Das Sondertreffen der Kameradschaft Luftgau I, das in Verbindung mit dem Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. Juli in Düsseldorf stattfand, hatte einen guten Besuch zu verzeichnen und wurde allgemein begrüßt. Obgleich am Nachmittag starker und anhaltender Regen einsetzte, erschienen Kameraden und Kameradinnen in großer Zahl, um durch ihre Anwesenheit die Verbundenheit zur alten Dienststelle bzw. zur alten Truppe zu dokumentieren. Besonders stark waren die ehemaligen Flugzeugwerften vertreten. Von den fliegenden Verbänden nahm als prominenter Vertreter der ehemalige Stuka-Kommandeur aus Insterburg, Oberstleutnant a. D. Rentsch, teil, der ein Bilddokument aus dem Jahre 1939 zur Ansicht stellte. Auch er bedauere, daß die fliegenden Verbände bei derartigen Treffen so wenig in Erscheinung treten. Wie in letzter Zeit häufig beobachtet, liegt der Schwerpunkt der Arbeit bei den Traditionsverbänden jetzt vorzugsweise auf dem Sektor „Altersversorgung", was verständlich ist. Diese Fragen sind im Hinblick auf die amtlichen Bestimmungen kaum noch ohne versierte Experten zu lösen.

Alle Teilnehmer begrüßten die Gelegenheit des Treffens lebhaft und äußerten den Wunsch, derartige Zusammenkünfte bald wieder zu arrangieren. Der Kameradschaft traten fünf neue Mitglieder bei.

Suchdienst

Siegfried Gerlach, geboren 29. Oktober 1923 in Königsberg/Pr., wohnhaft gewesen in Königsberg/Pr., Bachstraße 23, letzte Feldpost-Nummer L 43 432 Lg-Postamt München II, wird gesucht von seiner Mutter, Frau Edith Gerlach, Cannstatt, Darmstädter Straße 34.

Der Gesuchte war Flugzeugführer und ist am 11. Februar 1943 nach Beendigung seiner Blindflugausbildung in Mittelitalien abgestürzt und wird seither vermißt. Haben sich Besatzungsmitglieder durch Absprung retten können und wer weiß etwas über das Schicksal des Vermißten? Angaben werden an die obige Anschrift erbeten.

*

Oberfeldwebel Herbert Tobehn, geb. am 13. April 1914 in Kreuzburg/Ostpr., Kreis Pr.-Eylau, wird gesucht von seiner Mutter, Frau Maria Tobehn, Lauenburg/Elbe, Windmühlenkamp 6.

Seine letzte Nachricht stammt vom 16. Juli 1944. Der letzte Einsatz war als Werkmeister in Schaulen/Litauen auf dem Flugplatz. Angaben werden an die obige Anschrift erbeten.

Aus den Traditionsverbänden

Ehem. Ostpr. 24. Pz.-Div. (früh. Ostpr. 1. Kav.-Div.). Am 24. und 25. September 1960 treffen sich die ehemaligen Angehörigen dieser Division in Celle. Verbunden mit diesem Treffen ist eine große Suchdienst-Ausstellung. Auskunft und Anmeldung: Hans Ritter-Klippert, Kassel, Georg-Thöne-Straße 2.

Erben und Verwandte gesucht

Anzeigen unter diesem Titel in unseren letzten Ausgaben haben bislang zu keinem Ergebnis geführt, obwohl zahlreiche Zuschriften in dieser Erbschaftsangelegenheit bei dem Inserenten eingegangen sind. Wir bitten daher unsere Leser der Anzeige auf Seite 12 erneut ihr Augenmerk zu widmen und, falls sie Auskünfte über Angehörige der Marie Mauruschat geben können, sich mit dem Rechtsanwaltsbüro in Straßburg in Verbindung zu setzen (unter Bezugnahme auf die „Ostpreußen-Warte").

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Steigen wir für heute einmal von der „Kogge" um auf die „Omaruru", ihr werdet es nicht bereuen.

Die „Omaruru", ein als Wohnschiff eingerichteter kleiner Bodenseedampfer, den der alte Bodensee-Kapitän Emil Pecht, der sich schon zur wohlverdienten Ruhe gesetzt hatte, eines schönen Tages erbt. Ein sonderbares Schiff, äußerlich zwar wie alle Schiffe, aber — mit einer höchst merkwürdigen Besatzung. Zu dieser Besatzung gehören nämlich der Neger-Heizer Massa Mau, der Waschbär Fritz und der Zwerghahn Stiefelvater. Gerade im Augenblick, da Kapitän Pecht mit dieser Besatzung in See stechen will, erscheint das Mädchen Beryl aus Südafrika. Nun hat der Kapitän wirklich alles zu seiner Weltreise beisammen. Es wird eine äußerst lustige Reise, von der uns der bekannte Schriftsteller Friedrich Schnack in seinem Roman

WELTREISE MIT BERYL. Ehrenwirth Verlag München, 216 S., Halbl., farb. Schutzumschlag.

erzählt. Fragt nur den Raimund, der es auf der „Omaruru" schnell vom Matrosen zum Obermatrosen gebracht hat, ob diese Reise nicht eine tolle Sache war. Und die Buben und Mädchen aus der Untertertia der Oberschule in Konstanz wissen das auch, denn sie durften dabei ebenfalls mitmachen, sie erregen damit sogar die gefährliche Eifersucht der Obertertianer. Es gibt eine regelrechte Seeschlacht, aber auch noch manches andere, denn mit einem Neger-Heizer, einem Waschbären und einem Zwerghahn kann allerlei passieren, zumal wenn in einem Testament einiges über sie bestimmt ist. — Gute Fahrt für alle, die sich an dieser Weltreise mit Beryl beteiligen wollen!

Eine Schulklasse, eine zu allerlei Streichen aufgelegte Jungenklasse mit ihrem Lehrer „Wunderlich" (mit Spitznamen) steht auch im Mittelpunkt einer Erzählung von Heinrich Schmidt-Barrien

UND BAUEN DEN BIENEN EIN HAUS. Baken-Verlag, Hamburg, 100 Seiten, Halbl. DM 4,50, brosch. mit Leinenrücken DM 3,—.

Man müßte ja nun eigentlich sagen, die Bienen stehen im Mittelpunkt. Aber das ist ja eben das Reizvolle an diesem Buch, daß es uns einen anschaulichen Naturkundeunterricht verpackt in einer spannenden Handlung darreicht. So müßten alle Jugendbücher geschrieben sein, die neben bloßer Unterhaltung zwanglos Wissen vermitteln wollen.

Ein weiteres, ebenso spannend geschriebenes Jugendbuch (diesmal aus der Welt der Technik, genauer aus dem Gebiet der Erdölgewinnung) ist die Erzählung von Paul Schurek

ÖL AUS DER HÖLLE. Baken-Verlag, Hamburg, 108 Seiten, Halbl. DM 4,50, brosch. mit Leinenrücken DM 3,—.

Die sogenannte „Hölle" (alte Flurbezeichnung) zwischen Geest und Marsch in Holstein unweit Heide ist der Schauplatz der Erzählung, und es geht, wie gesagt, um das flüssige Gold aus den Tiefen unserer Erde. Der Leser gewinnt einen Einblick in die Arbeiten bei den Bohrungen und in der Raffinerie; der Verfasser versteht es, trotz der Vermittlung einer Vielzahl von technischen Einzelheiten, packend und anschaulich zu schildern.

Beide Bändchen aus der Baken-Bücherei sind mit vielen Textillustrationen und schematischen Skizzen, letzteres auch mit Übersichtskarten versehen, die die Lektüre vervollständigen und — wo notwendig — erläutern.

Wie immer: viel Spaß für Euer neues Buch!

Euer Gert

Wo kommt der Ausdruck her?



Leben wie Gott in Frankreich . . .

Also sorglos und bequem, ohne Bemühung. Zur Zeit der Französischen Revolution war der Herrgott für eine Zeitlang abgeschafft, man glaubte nur mit Vernunft die Menschen regieren und das Christentum entbehren zu können. Der liebe Gott war sozusagen nicht mehr nötig und brauchte sich um seine Menschen nicht mehr zu kümmern, die Sorge hatte der revolutionäre Mensch ihm abgenommen. „Der lebt ja wie Gott in Frankreich" heißt also heute, der lebt sorglos und bar aller Verantwortung, einfach so in den Tag hinein. Diese etwas frivole Redewendung schließt jedoch auch immer eine kleine Rüge in sich für alle diejenigen, die allzu sorglos und allzu gemütlich sich gehen lassen.

Der kluge Richter

Von Johann Peter Hebel

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Talern, an.

Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld hab ich gefunden. Dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heiteren Blick eines ehrlichen Mannes und guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wiederhatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen.

Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund", sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Taler in das Tuch eingenäht, ich finde aber nur noch siebenhundert Taler. Ihr werdet also wohl die Naht aufgetrennt und eure hundert Taler Belohnung schon herausgenommen haben. Daran habt ihr wohlgetan. Ich danke euch." Das war nicht schön; aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Untreue schlägt ihren eignen Herrn!

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Taler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe.

Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihren Behauptungen, der eine, daß achthundert Taler eingenäht gewesen seien, der andere, daß er von dem gefundenen Gelde nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des anderen zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch achthundert Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des zweiten nicht das nämliche sein, auf welches der erste ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Taler verloren hat. Und dir, da weiß ich keinen besseren Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Taler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Aus dem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes"



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 8 — August 1960

Allerlei

ÜBER DAS BROT

Alles Getreide war einmal Gras. Seit der Urzeit ernährten sechs Getreidesorten die Menschheit: Hirse, Hafer, Gerste, Weizen, Roggen und Mais. Obwohl jede Getreidesorte mehr oder weniger lange die Alleinherrschaft für sich in Anspruch nahm — König unter den Brotgetreiden wurde der Weizen.

*

Bei unseren Vorfahren war die Erntezeit eine „heilige Zeit", darauf konzentrierten sich alle Kräfte. Die Rechtsprechung ruhte, und keine Feier wurde in dieser Zeit gehalten. Hochzeiten mit Musik hätten abgelenkt von dem einen, das alle Kräfte beanspruchte. Der Anfang der Ernte wurde durch bestimmte Vorschriften festgelegt. Erst nach einem Probeschnitt gab der Gemeindeschulze das Zeichen dafür, daß die Sensen die Halme schneiden konnten. Natürlich waren die erste und die letzte Garbe von besonderer Bedeutung. Die erste mußte ein Kind schneiden, damit Glück und Segen über der Ernte ruhte. Die letzten Halme, die in einer Ecke des Feldes stehen bleiben mußten, wurden mit Feldblumen zu einem Strauß zusammengebunden. Noch heute heißt die letzte Garbe in Oldenburg die „Erntemutter".

*

Hekataios von Milet nannte (um 500 v. Chr.) die Aegypter des Altertums die „Brotesser". „Zahl der Brote" bedeutete Reichtum; jahrhundertelang wurde der Arbeitslohn in Broten gezahlt: Ein Bauer erhielt im allgemeinen drei Brote und zwei Krüge Bier pro Tag. Ein Tempelbeamter bekam 900 feine Weizenbrote und 36 000 in der Asche geröstete Fladen sowie 360 Krüge Bier pro Jahr.



Das Korn ist geschnitten / Zeichnung von Fritz Sindel

*

Viele überlieferte Erntesitten und -gebräuche haben sich da und dort erhalten. Viele sind vergessen worden im Laufe der Jahrhunderte. Geblieben ist sehr oft der große Erntekranz, den jedes Dorf aufrichtet, und um den am Erntedankfest der Tanz beginnt.

*

Es gibt keinen Monat im Jahr, in dem auf unserer Erde nicht geerntet würde. Im Januar — in Australien, Chile, Argentinien und Neuseeland. Im Februar — in Nordindien. Im März — in Südindien. Im April — in Persien, Syrien, Palästina, Nordteil von Mittelamerika und Mexiko. Im Mai — in China, Kleinasien, Nordteil von Aegypten, Tunis, Algier, Marokko und Arabien. Im Juni — in Spanien, Portugal, Kalifornien, Südfrankreich, Rumänien, Bulgarien Griechenland und Jugoslawien. Im Juli — in Nordfrankreich, Österreich, Ungarn, in großen Teilen Rußlands und in den Vereinigten Staaten. Im August — in der Schweiz, in Deutschland, Holland, Belgien und Kanada. Im September — in Norwegen, Schweden, Dänemark, Island, Nordteil der USA, Kanada-Nord, Alaska und Schottland. Im Oktober — in Sibirien. Im November — in Korea, Borneo, Celebes und Sumatra. Im Dezember — in Südafrika und Hinterindien.

Paul Beneke und das Jüngste Gericht

Von Wolfgang Federau

Dies war der Mann, der Mensch, wie ihn seine Zeitgenossen kannten, wie er heute noch, bald fünfhundert Jahre nach seinem Tode, vor dem geistigen Auge aller Danziger steht, denen sein Name zu einem Begriff geworden ist: Paul Beneke, ein Schiffshauptmann, ein Kapitän, ein Admiral, wenn man so will, oberster Befehlshaber der Danziger Flotte, gewichtige Persönlichkeit im Flottenverband der Hansischen Städte. En hart sevogel, so nannte ihn eine zeitgenössische Chronik, en dudescher Held, so hieß er anderswo. Rauh, gerade, ehrlich, des Befehlens gewohnt. Gewohnt auch, daß man ihm bedingungslos gehorchte, so weit seine Befehlsgewalt reichte. Nichts ist bekannt über seine Herkunft, nichts über die einzelnen Etappen seines Lebens. Mit einem Male stand er da, im hellen, strahlenden Licht der Geschichte. Um, dank seiner Taten, seiner Tapferkeit, seiner hingebenden Liebe zu der Stadt, die ihm vertraute, nie mehr vergessen zu werden.

Dieser Schiffskapitän, dieser Admiral, der mit seinem Flaggschiff, dem „Peter von Danzig", dem „großen Krawel", in jener Juninacht Anno 1473 vor der Maasmündung, zwischen Goeder Gaat und Brouwer Gaat, auf die mächtige Galeide St. Thomas lauerte, auf dieses bestens ausgerüstete Schiff, wußte von ihr zunächst nicht viel mehr, als daß sie unter dem Befehl eines französischen Kapitäns stand, unter burgundischer Flagge fuhr und daß zwei Florentiner als ihre Eigentümer eingetragen waren. Aber nein — etwas anderes wußte er noch: daß sie reiche Fracht barg in ihrem mächtigen Rumpf, und daß diese Fracht nicht nur für Italien sondern auch für England bestimmt war. Also Kapergut barg. Denn mit England lag die Hanse in Fehde, und es entsprach den damaligen Gepflogenheiten der Seekriegsführung, daß man zu erbeuten versuchte was für den Gegner bestimmt war. Grund genug also, die Galeide anzugreifen.

Dann, als die St. Thomas geentert und erbeutet, in Besitz genommen war, als man Schweiß und Blut des Kampfes abgewaschen hatte, wurde geprüft, was der Bauch des Schiffes schirmend umschloß. Es übertraf weitaus alle, auch die kühnsten Erwartungen. Pelze und Leinwand, feinstes flandrisches Tuch, Alaun, Spezereien und geprägtes und ungemünztes Gold kamen zutage. Und dann, schließlich, aus wohlüberdachtem Versteck, als des Kostbaren wertvollstes, ein Gemälde, ein großes, dreiteiliges Bild, ein sogenanntes Triptychon. Hans Memling, der weltberühmte flämische Meister hatte es gemalt, sein Pinsel hatte diese Darstellung des „Jüngsten Gerichts" geschaffen. Hatte die Hölle mit der Hölle Gluten gemalt und die Gefilde der Seligen mit der Liebe und der Hingabe eines gläubigen und sehnsuchtstrunkenen Herzens. Und der Gesandte der Medici in Brügge, Angelo Tani, hatte das gewaltige Werk erworben, um es einer Kirche seiner Vaterstadt Florenz zu stiften. Aber es sollte Florenz nie sehen.

Und nun also stand Paul Beneke, inmitten seiner ganzen Schiffsmannschaft, vor diesem Bild. Und inmitten dieser ganzen Schiffsmannschaft sank der kampfgewohnte, schlachterprobte Mann, dieser Mann, dem das Schwert Handwerkszeug und das Rauschen des Meeres Bettgenosse war, ergriffen in seelischer Erschütterung, angeweht von dem Odem der Kunst, in die Knie. Dieses gepanzerte Herz spürte die Größe und die Gewalt, die von diesem Kunstwerk ausströmte, eine Gewalt, der sich bald niemand entziehen konnte, der es je zu Gesicht bekam.

Paul Beneke aber wußte auch, ahnte mindestens den ungeheuren Wert, den dies Gemälde auch in materiellem Sinne darstellte. Er duldete nicht, daß es den Gefahren einer allzu langen Seefahrt inmitten einer vom Krieg durchtobten Zeit ausgesetzt wurde. Er ließ es sich nicht nehmen, die kostbare Beute selbst auf dem Landweg nach Danzig zu bringen. Von Stade nahe der Elbmündung über Mecklenburg und Pommern ging die Reise, und die Kunde von der ungewöhnlichen und kostbaren Beute lief dem Geleitzug voraus, ging von Mund zu Mund weiter. Als Paul Beneke in die Nähe der Stadt kam, war ihm die festlich gekleidete Bevölkerung schon bis Oliva entgegengekommen.

Niemand konnte sagen, wem Jubel und Erwartung des festlichen Haufens mehr galten, dem erfolgreichen Schiffsführer und Seehelden oder dem Bild, von dem schon Wunder und Märchen erzählt wurden. Sie galten wohl beiden in gleichem Maße. Dem geliebten, großen Sohn einer großen Stadt und diesem künstlerischen Juwel, das den Ruhm Danzigs noch heller aufstrahlen lassen, noch mehr bewundernde Fremde herbeilocken würde.

Seit jener Stunde, da Sankt Marien das Bild unter des Domes steinerne Fittiche nahm, sind nun beide, Paul Beneke und das Jüngste Gericht, untrennbar miteinander verbunden. Und niemand kann des Bildes und seiner seltsamen ersten und späteren Schicksale gedenken, ohne sich zugleich Paul Benekes, des harten sevogels, des dudeschen Helden, zu erinnern.

Warum ist der Himmel blau?

Woher kommt eigentlich die blaue Farbe des Himmels? Ist sie vielleicht ein Teil des Sonnenlichtes?

Das Sonnenlicht ist aus den sogenannten Regenbogenfarben Rot, Gelb, Grün, Blau und Violett zusammengesetzt. Stößt ein Sonnenstrahl auf ein Luftteilchen unserer Atmosphäre, dann wird er abgelenkt. Dabei wird der rote Lichtanteil nur wenig, der gelbe etwas mehr, der blaue und violette am stärksten abgelenkt. Die aus der Bahn geworfenen blauen und violetten Strahlen werden von anderen Luftteilchen wieder in eine andere Richtung geworfen, bis sie auf umständlichen Zickzackwegen über den ganzen Himmel in unser Auge gelangen und dadurch den Himmel blau erscheinen lassen.

Die Sonne sehen wir gelb bis rot, weil diese Strahlen ohne Umwege zu uns kommen. Ohne unsere Lufthülle würden überhaupt keine Lichtstrahlen abgelenkt und zerstreut und der Himmel um die Sonnenscheibe herum würde uns tiefschwarz erscheinen.

Limonade als Bakterienfeind

An heißen Tagen erfrischt nichts mehr als ein Glas Limonade. Keine andere Fruchtsäure wirkt derart belebend wie die Zitronensäure, die obendrein den Vorteil hat, daß sie niemals den Magen verdirbt, niemals zuwider wird und auch niemals so matt und wässrig schmeckt wie andere Fruchtwässer. Es ist dabei belanglos, ob man frische Früchte verwendet oder die kristallisierte Zitronensäure.

Die Limonade hat aber auch noch eine andere gute Eigenschaft: bei einem Gehalt von nur 3 Gramm Säure auf 500 Gramm Wasser tötet sie Typhusbazillen binnen 24 Stunden, Cholerabazillen sogar schon binnen einer halben Stunde. Und noch etwas Wichtiges: setzt man bazillenhaltige Limonade der direkten Sonnenbestrahlung aus, dann geht die Sterblichkeit der Bazillen zwölfmal schneller vor sich. So lauten die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen auf diesem Gebiete.

Tomate als Heilpflanze

Seit 1820 erobert sich die Tomate als sehr beliebtes Nahrungsmittel nach und nach die Welt, nachdem sie bis dahin als giftig gegolten hatte. Doch erst jetzt konnte wissenschaftlich festgestellt werden, daß die Tomate auch als Heilpflanze von Bedeutung ist. In den Blättern und in den Stengeln der Tomatenpflanze wurde ein Stoff, das Tomatin, gefunden, der das Welken hemmt und Pilzkrankheiten in ihrer Entwicklung hindert, die sowohl bei Mensch als auch Tier besonders auf der Haut Erkrankungen hervorrufen.

Dieses gegen Gusarium-Erreger wirksame Mittel ist ein Antibiotikum, ähnlich wie Penicillin. In Amerika wurde bereits eine Heilsalbe mit 5 Prozent Tomatin hergestellt, und es ist eine weitere Verwendung des Tomatin in der Heilmittelherstellung zu erwarten.

Wie lange dauert ein Traum?

Wohl jeder von uns hat schon die Erfahrung gemacht, daß er während einer ganz kurzen Zeitspanne Schlafes eine Fülle von verwirrenden Abenteuern durchlebte. Die Wissenschaftler unternahmen bereits die verschiedensten Experimente, um dem Geheimnis des Traumes auf die Spur zu kommen. Im Traum erleben wir ja die Dinge nicht wirklich, sondern sie jagen nur mit Gedankenschnelle durch den Kopf.

Ein Gelehrter beispielsweise, der anschaulich vorzutragen vermag, kann uns in einer Stunde durch ein ganzes Jahrtausend der Vergangenheit führen, aber die Gesamtheit der Zeitelemente, in der wir alle diese gedanklichen Eindrücke erhalten, ist ja doch nur eine Stunde. So ist es auch mit den Träumen.

Der schweizerische Psychologe Claparede ist der Längenabschätzung eines Traumes dadurch ziemlich nahegekommen, daß er in bestimmten kurzen Zeiträumen Tropfen aus einer Flasche auf seinen Kopf fallen ließ und dadurch schließlich aufwachte. Während eines Traumes erlebte er die folgenden abenteuerlichen Dinge: Er beging in Paris einen Mord, floh nach London, bestieg ein Schiff, erreichte New York, flüchtete vor der Polizei, gelangte nach Chikago, wurde auch dort verfolgt, flüchtete weiter nach San Franzisko, heuerte sich auf einem Schiff nach Japan als Heizer an, wurde in Yokohama zum Tode verurteilt und — erwachte.

Der ganze Traum hatte — drei Sekunden gedauert!

Im Nacken saß uns die Todesangst

Paul Fechter erzählt ein Ferienerlebnis von der Frischen Nehrung

Manchmal freilich konnte unser geliebtes Haff auch ein bißchen anders aussehen, unter Umständen sogar höchst ungemütlich werden: ich habe das in diesen Jahren der späten Kindheit erfahren müssen.

1890 oder 1891 wohnte Großmutter zur Erholung in Kahlberg. Da sie allein war, sollten zwei Enkel, Fritz Fischer und ich, ihr etwas Gesellschaft leisten. Vielleicht nahm sie uns auch, weil Vater und Onkel Fischer ihren Aufenthalt an der See bezahlten, zu sich — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir beiden Jungens bei der alten Frau hausten, was nicht immer ganz einfach war. Ich hatte damals einen ziemlich unruhigen, aufgeregten Schlaf. Großmutter bereitete mir mein Lager in ihrem Zimmer an der Erde; am nächsten Morgen mußte sie mich immer suchen gehen. Ich war im Schlaf ausgewandert, hatte mich durch die Tür ins Nebenzimmer gerollt, fand mich, das Zudeck eng an mich gepreßt, an der Wand unter dem Fenster oder sonstwo wieder.

Eines schönen Tages beschlossen Fritz Fischer und ich, nach dem Essen etwas Boot zu fahren. Wir warteten, bis Großmutter schlief, dann gingen wir zum Steg. Das war damals ein langer, hölzerner Brettersteg bis zum Lande, das Wasser des Haffs begleitete ihn in seiner vollen Länge bis zum Schwarzen Walfisch, dem sommerlichen Gasthof des Herrn Reimer, bis zu dem auch die Binsenfelder gingen. Unmittelbar am Steg waren die flachbodigen, schwarz geteerten Boote der Fischer festgemacht, mit denen sie das Gepäck ihrer Gäste von den ankommenden und anlegenden Dampfern abholten, und einen solchen Kahn machten wir los und stakten vergnügt in dem flachen Wasser zwischen dem Steg und dem Binsenfeld einher.

Es war ein grauer, sehr windiger, sehr unruhiger Tag. Uns störte das nicht, wir fuhren hin und her, bis uns ein Fischerjunge anrief, wir sollten mit dem Boot ans Land kommen, er müßte zum Stegkopf fahren.

Wir kamen gehorsamst dem Gebot nach, er stieg ein und sagte, wir sollten nur ruhig sitzenbleiben, wir könnten mitfahren. Da wir Jungens waren, ließen wir uns das natürlich nicht zweimal sagen.

Der Fischerjunge setzte die Stange in den Grund und schob das Boot mit kräftigen Stößen dem Stegkopf zu ins Haff hinein. Je weiter wir aus dem Windschutz der Nehrung kamen, desto deutlicher spürten wir den Nordwind, der die Binsen beugte und verwehte — und der das flache Wasser des Haffs schon hier in höheren Wellen davontrieb, vom Lande fort.

Wir kamen bis zum Stegkopf, wo die Binsen aufhörten und das offene Wasser begann. Der Junge drehte das Boot mit der Spitze zum Steg und wollte es dorthin schieben; aber nun packten es die kurzen Wellen von der Seite und drängten es weiter ins Haff hinaus. Es bestand die Gefahr, daß wir den Stegkopf nicht mehr trafen und abtrieben. Um dieser Gefahr zu entgehen, stieß der Junge mittschiffs die Stange in den Grund, so daß der Wind das Boot gegen sie drängte, und wollte durch kräftigen Druck den Kahn zurückprellen. Einmal gelang es — er wiederholte das Manöver —, da brach die Stange über dem Bordrand mit lautem Krach ab, das unsere Stück schwamm davon, wir behielten ein Stück von etwa ein Meter Länge in den Händen, hatten keine Ruder im Boot, nur eine hölzerne Kelle zum Ausschöpfen des Wasers — und das Boot begann zu treiben. Es lag quer vor dem Wind; der und die Wellen packten es von der Seite — und Meter um Meter entfernte es sich vom Lande.

Noch waren wir dicht beim Stegkopf. Wir riefen den Leuten, die darauf standen und arbeiteten, zu: „Wir treiben — helft uns!" Sie sahen kaum hin, übersahen die Situation wohl nicht — wir trieben weiter. Zum Unglück begann es jetzt fürchterlich zu gießen, so daß wir für das Land hinter einem dichten



Schleier verschwanden; dafür setzte der Sturm um so heftiger ein. Die Wellen wurden höher und höher, sie schlugen klatschend ins Boot und vollendeten das durchnässende Werk des Regens an unseren Anzügen. Das Boot füllte sich langsam mit Wasser, wir mußten schöpfen. Wir hatten nur die eine Kelle, benutzten sie abwechselnd, die anderen nahmen jeweils ihre Strohhüte zu Hilfe.

Im Nacken saß uns eine unangenehme Todesangst. Zwei Möglichkeiten blieben. Wir konnten, wenn wir sehr viel Glück hatten, gegen die Boje treiben, an der die Kahlberger Dampfer das Königsberger Fahrwasser verließen und zur Nehrung abbogen. An der Boje konnten wir uns halten, bis der Dampfer kam und uns vielleicht mitnahm. Die Aussicht war nicht sehr groß, es war eine kleine Hoffnung. Die andere war, daß wir zufällig einem Fischerboot begegneten, das uns mitnahm. Wir spähten in die Regenwände rings um uns, wir sahen nichts. Bis auf einmal aus dem Dunst dicht bei uns der Schatten eines großen Segels auftauchte und ein Aalkutter mit wiegender Fahrt vorüberschoß, vielleicht in einer Entfernung von zehn Metern. Wir schrien, wir winkten mit unseren nassen Jacken, riefen um Hilfe: wir hörten nur ein Lachen, ein paar unverständliche rauhe Worte — vorüber. Die Schaukelfahrt und das Ausschöpfen des Bootes gingen weiter.

Schließlich wurde es wenigstens hell. Der Regen hörte auf, da und dort glitt ein Sonnenstreif über das wilde, graugelbe Wasser. Dieses Aufklaren hat uns gerettet. Ein Mann am Ufer sah das Boot und erkannte, daß es trieb. Er machte ein paar Fischer mobil. Sie wollten erst nicht recht; aber schließlich setzten sie Segel und kreuzten auf. Wir sahen das Boot sich nähern, bekamen, obwohl inzwischen langsam weich werdend, wieder Hoffnung. Es hielt auf uns zu, plötzlich aber bog es nach Osten ab. Wieder sanken unsere Herzen; aber es mußte des Sturmes wegen den Kurs so nehmen, daß es nur mit halbem Wind auf uns zukam. So wurde es denn auch. Rauschend schoß der Kahn heran, drehte bei — und dann hoben uns kräftige Fäuste über Bord in das größere Boot, nicht ohne einige berechtigt deutliche Erziehungshinweise auf das beliebte Versohlen des dazu bestimmten Körperteils. Wir schwiegen, nur der Fischerjunge heulte auf, als der Führer des Kutters die Absicht äußerte, unseren Kahn treiben zu lassen: die Aussicht auf die väterliche Reaktion auf eine solche Maßnahme war für ihn offenbar nicht schön. Er legte sich aufs Bitten, und schließlich hatte er Erfolg — wofern nicht das Ganze ein Fall der beliebten östlichen Scherze war mit dem Motto: „Erst quäl'ch ihm noch e bißchen!"

Bei strahlendem Sonnenschein kamen wir an Land. Halb Kahlberg stand am Ufer, um uns zu empfangen, freilich nicht mit Jubel, sondern ebenfalls mit Pädagogik. Wir waren froh, als der eine der Fischer mit uns loszog, um uns Großmutter zurückzubringen. Er tat das nicht, wie meine zehnjährige Seele ahnungslos wähnte, aus väterlicher Menschenfreundlichkeit, er wollte seine Belohnung und forderte sie ganz roh von der alten Dame. Er hatte ihr die beiden Bengels aus dem Wasser geholt, dafür verlangte er einen Taler. Drei Mark — pro Kopf eine Mark und fünfzig! Großmutter war wütend — mit Recht! Ein Taler war damals sehr viel Geld, und ihn für nichts und wieder nichts hinaus werfen, war Sünde. Sie zahlte, aber sie verkündete uns zugleich, sie würde an die Eltern schreiben, daß sie uns schleunigst zurückholen sollten; wir würden ihr zu teuer.

Sie schrieb noch am selben Abend. Die Briefe gingen am nächsten Tag ab — und am übernächsten erschienen unsere Erzeuger. Wenigstens ein Teil von ihnen. Sie kamen aber nicht auf Großmutters Briefe, sondern auf Grund der Elbinger Zeitung. Ein findiger Mann hatte die Geschichte schleunigst an die Redaktion des Blattes hinübergegeben, und am Abend hatten unsere verehrlichen Eltern die Heldentat ihrer Sprößlinge mit vollen Namen im Blättchen gefunden. Am nächsten Tage waren sie da, als wir schon gar nicht mehr an die Geschichte dachten. Es gab schwere Ermahnungen, aber die Lebensgefahr, in der wir laut Elbinger Zeitung geschwebt hatten, erwies auch hier ihre mildernden Seiten: die Mütter konnten sich nicht enthalten, ihrem Glück, daß am Ende doch nicht mehr passiert war, als daß Großmutter einen Taler hatte auslegen müssen, dadurch Ausdruck zu geben, daß sie die Wiedergeschenkten, wenn auch scheltend, in ihre Arme nahmen.

Als werdende Männer sträubten wir uns dagegen; als durch viele Erfahrungen geschulte Buben waren wir es ganz zufrieden — nun konnte nicht mehr viel kommen.

Aus den Jugenderinnerungen von Paul Fechter „Zwischen Haff und Weichsel", Sigbert-Mohn-Verlag, Gütersloh.

Finden sich Menschen, die sich gegen den Geist der Gedankenlosigkeit auflehnen und als Persönlichkeiten lauter und tief genug sind, daß die Ideale ethischen Fortschritts als Kraft von ihnen ausgehen können, so hebt ein Wirken des Geistes an, das vermögend ist, eine neue Gesinnung in der Menschheit hervorzubringen.

ALBERT SCHWEITZER

Luftschiffahrt in Königsberg vor 150 Jahren

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Der Geburtstag der Luftschiffahrt war der 21. November 1783, denn an diesem Tage war die erste bemannte Montgolfière, der mit Luft, die dann erwärmt wurde, gefüllte Ballon der Brüder Montgolfier, in Paris aufgestiegen. Die ersten kühnen Luftschiffer, J. P. Pilâtre de Rozier, Apotheker, und F. L. Marquis d'Arlandes, Infanteriemajor, landeten nach dreiviertelstündiger Fahrt glatt unweit der Stadt. Sie wurden mit Recht von einer gewaltigen Volksmenge bejubelt, denn sie verwirklichten mit ihrem freien Fluge endlich einen jahrtausendealten Wunschtraum der Menschheit.

Doch wenn große Ideen in der Luft liegen, arbeiten stets mehrere Erfinder an ihnen. So hatte bereits am 27. August 1873 der unbemannte Ballon des Pariser Physikprofessors Jacques Alexandre César Charles eine Fahrzeit von 42 Minuten erreicht, und am 1. Dezember 1783 stieg er selbst mit dem Mechaniker Robert im Tuileriengarten in seiner „Charlière" auf. Nach einer Zwischenlandung, bei der Robert ausstieg, erreichte Charles bereits eine Höhe von 2900 Metern.

Sein Luftballon unterschied sich in einem sehr wesentlichen Punkte von der Montgolfière: er war mit dem 1766 von Cavendish gefundenen Wasserstoff aus Eisenspänen und Schwefelsäure gefüllt und seine Hülle war mit Kautschuklösung gedichtet. Dadurch gewann er schnell die Überlegenheit über die Warmluftballone, die bald wegen ihrer Feuergefährlichkeit in mehreren Staaten verboten wurden.

Allenthalben in Europa aber traten Luftschiffer auf, teils Schausteller, die aus dem neuen Beruf einen Broterwerb machten, teils ernste Pioniere der Technik und Wissenschaftler, die das neueroberte Element Luft durchforschten.

Der erste Aufstieg in Deutschland erfolgte 1785 in Frankfurt, es folgten 1787 Leipzig und Nürnberg und 1801 Berlin.

Es dürfte selbst alten Königsbergern unbekannt sein, daß vor 150 Jahren — am 5. August 1810 — auch in Preußens damals zweitgrößter Stadt ein Ballon aufstieg, geführt von einem belgischen Professor Robertson, einem Luftschiffer, der schon zahlreiche Ballonfahrten hinter sich hatte und bereits im Jahre 1803 eine Höhe von 7000 Metern erreicht haben wollte [1]) und glücklich überstanden hatte.

Wir lesen über den Ballonaufstieg in den „Kgl. Preuß. Staats- Krieges- u. Friedens Zeitungen" [2]) in Nro. 95, Kgb. Donnerstag, den 9ten August 1810 folgendes (etwas gekürzt):

„Kgb. 8. August. Nachstehendes ist die von Herrn Professor Robertson uns mitgetheilte nähere Beschreibung seiner Luftfahrt und den auf derselben angestellten Beobachtungen, wofür wir demselben öffentlich danken:

‚Mein Luftball war um 1 Uhr bereits gefüllt; mithin 2 Stunden früher, als ich es erwartet hatte. Diese schnelle Entwickeln der verdünnten Luft [3]) war eine Wirkung des sehr guten Vitriolöls [4]). Vor meinem Aufsteigen wog ich die Steigkraft meines Ballons. Das Gewicht der Objekte, die ich mitnahm, war:

der Ballon an sich wog	70
das Netz	20
Gondel und Drapperie	15
meine Person	120
ein Barometer, Thermometer, Endiometer	6
Anker, Axt, Stricke, Scheere usw.	$6\frac{1}{2}$
ein Fallschirm mit einem Hahn	4
2 Bouteillen Wasser von Herrn Professor Hagen [5]) u. 2 Bouteillen Bier	9
Brod und andere Nahrungsmittel	5
2 Säcke mit angefeuchtetem Sand	65
Sa:	$324\frac{1}{2}$ Pfund

Der Wind hatte eine Schnelligkeit von ungefähr 5 Fuß in der Secunde. Ich erhob mich mit einer Geschwindigkeit von 7 Fuß in 1 Sec., so, daß sich der hohe Schloßthurm [6]) tief unter meinen Füßen befand, als ich über das Schloß schwebte. In einer Höhe von ungefähr 1200 Fuß bot sich mir das schönste Schauspiel dar: Die Stadt Königsberg mit ihren Kirchen, Häusern, Gärten, freien Plätzen, Schiffen und in der Ferne die See bildeten das schönste Panorama.

Das Haf, welches mir zur linken sag, wähnte ich schon unter mir zu haben; indeß beruhigte mich meine Magnetnadel und ich setzte ruhig meine Reise fort. In dieser Zeit war der Ballon fortwährend gestiegen und das Quecksilber des Barometers fiel so schnell, daß ich mich genöthigt sah, um dies schnelle Steigen zu hindern, das Ventil zu öffnen, um einen Theil des Wasserstoffgases aus dem Ballon zu lassen. Diese Operation war umso nöthiger, da der Ballon von der oberen Luft dergestalt gespannt war, daß ich sein Zerplatzen befürchtete. Jetzt ließ ich auch den Fallschirm mit dem Hahn herab; er entfaltete sich sehr gut und kam ganz langsam, ungefähr eine Meile von der Stadt, auf die Erde. Nach dieser Erleichterung stieg der Ballon noch schneller und in dieser Zeit zeigte das Thermometer auf 2 Grad Wärme. Das Barometer war bis auf 24 Zoll gesunken. Ich litt viel von der Kälte und einem heftigen Brausen vor den Ohren, welches letztere eine natürliche Wirkung der verdünnten Luft ist. Nachdem das Barometer auf 23 Zoll 3 Striche gefallen war, leerte ich die zwei mit Wasser gefüllten Flaschen des Herrn Professor Hagen aus und füllte sie mit atmosphärischer Luft. Da ich mich nicht höher erheben wollte, weil die See, welche rechts und links den Horizont bildete, sich schon unter meinen Füßen zu befinden schien, bewahrte ich das Wasser dieser beiden Flaschen, um den Ballon nicht zu leicht zu machen, in einem anderen Gefäß auf. In dieser höheren Region, in welcher eine ewige Stille herrscht, die nie durch ein Geräusch unterbrochen ward — bis zu welcher seit Erschaffung der Dinge noch kein Sterblicher gedrungen war — hier war es, wo ich die Wirkung des Schalles kennen lernen wollte. Ich schlug deshalb in die Hände, aber die Wirkung, welche diese Bewegung erzeugte, war äußerst schwach; ich rief einige Male so stark ich konnte, aber die verdünnte Luft dämpfte meine Stimme so, daß ich glaube, man hätte mich nicht 25 Schritt weit gehört.

Mehrere Versuche anzustellen, verhinderte mich meine gefährliche Lage nahe an der See, welche wissenschaftliche Untersuchungen mit Muße anzustellen eben nicht geeignet war. Da ich über einen großen Wald hinschwebte, warf ich meine kleine Tonne und Serviette hinab, welche mit der äußersten Schnelle hinabfielen, so, daß ich sie bald aus den Augen verlor.

In dieser Höhe ist es nicht möglich, irgendein lebendes Wesen zu unterscheiden. Die Flüsse erschienen als schmale Bandstreifen und die Berge schienen der Erde gleich zu seyn [7]).

Seit einer halben Stunde fing nun der Ballon zu sinken an. Allmählich hörte ich das Bellen der Hunde, ich rief mehrere Male: ‚Kommt her!', aber nur das Echo wiederhohlte die Worte. Diese Täuschung ist so groß, daß der Luftschiffer, welcher zum ersten Male die Erde wieder betritt, erstaunt ist, niemanden anzutreffen, da es ihm doch geschienen, als habe man ihm geantwortet. Als ich ohngefähr auf 60 Schritt der Erde nahe war, warf ich meinen Anker aus. Er faßte auf einem Kornfelde, wo ich 7 Minuten verweilen mußte. Zwei Bauern sahen mich zwar, wagten es aber nicht, zu mir zu kommen, obgleich ich sie in deutscher Sprache anredete. Ein Bauernjunge war dreister und ergriff ein Seil, das ich ihm zuwarf. Nunmehr bekamen auch die beiden Bauern Muth und näherten sich, jedoch mit äußerst furchtsamen Schritten und mit der Äußerung: nie einen so großen Vogel gesehen zu haben. Mit Hülfe dieser Leute stieg ich nördlich von Quanditten [8]), etwa drei Meilen von Königsberg, auf die Erde, nachdem ich noch nicht 1 Stunde in den Lüften geschwebt hatte. Um 7 Uhr 13 Minuten umarmte mich der Erste von denen mir zu Pferde Nachgeeilten. Kurz darauf erschienen noch einige 20 junge Reiter, welche mir viel Gefälligkeiten erzeigten. Für den mir geleisteten Beistand sowie für die ehrenvolle Art, mit welcher sie mich nach meiner Wohnung begleitet haben, statte ich hiermit meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank ab.'"

*

„Herr Professor Robertson stieg am 5. August Nachm. 5 Uhr 45 Min. vom hiesigen Schloßplatz auf. Der Ballon trieb anfänglich nach West-Nord-West, in den oberen Luftschichten mehr nach Norden, beim Herabfallen aber wieder mehr westwärts. Er stieg anfangs sehr schnell und war um 5 Uhr 52 Minuten schon 3354 Fuß über dem Schloßplatz hoch und 9133 Fuß vom Schloßplatz entfernt. Um 5 Uhr 57 Min. erreichte der Ballon über dem Wilky-Walde [9]) seine größte Höhe: 4283 Fuß [10]). Er fing nun an zu sinken und war um 6 Uhr 2 Min. nur noch 3586 Fuß hoch. Gleich darauf stieg er wieder und stand um 6 Uhr 8 Min. gerade über Gallhöfen [11]). Von jetzt ab senkte er sich ununterbrochen, zuerst sehr langsam, dann ging das Sinken schneller. Gleich darauf wurde er durch den Wald bei Brasnicken [12]) den Augen der Beobachter entzogen. Er hatte im Durchschnitt in 15 Min. eine Meile zurückgelegt. Die Geschwindigkeit der Bewegung des Ballons war sehr ungleich. Bey der Größe des Ballons von $20\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, bei der zum Füllen angewandten aus Eisen und Schwefelsäure entwickelten Luft [3]), die etwa $\frac{1}{8}$ der atmosphärischen wiegen mochte, und bei der Schwere und Belastung des Ballons, die angeblich 275 Pfund [13]) betrug, konnte er selbst ohne allen

(Fortsetzung umseitig)

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

84

Liebe ostpreißische Landsleite!

Es is alles ganz anders gekommen, wie es geplant war, und dadran is nich bloß der kiehle Monat Juli schuld, wo sich nich lohnd, de Olga einzuladen, sondern auch de Emma, was meine Frau ist, indem daß se von so e jungem weiblichem Loschierbesuch nachteilige Folgen fier meinem tugendhaften Lebenswandel befirchten tat. Das hat se mir ieberzeigend beigebracht, wenn auch nich ganz so heeflich, wie ich es hier an Ihnen weitergeb. „Wenn du deinem Freind Raudschus behilflich sein willst", sagd se mit Lautstärke zehn, „denn schreib an der bewußten Olga einem Brief, das geniegt auch."

Was solld ich mir streiten, wissen Se, ich schrieb und schilderd ihr dem Friedrich Raudschus seine Sehnsucht und seine Verzweiflung so ergreifend, daß mir selbst vor Riehrung de Tränen iebre Backen kullerden. Auch daß er all ziemlich lebensmiede is und kirzlich all einem Strick suchd, brachd ich ihr bei, und daß es einem jammern konnd, indem daß er noch so e kluger und tichtiger Mensch is. Und se solld ihm doch gleich bei sich einladen, ehr daß es emmend zu spät war.

Hädd ich bloß geahnt, was sich fier dem guten Friedrich dadraus emtwickeln solld!

Aber einer is ja kein Hellseher nich, und ich wolld ihm doch durchaus zu sein Lutschpungelche verhelfen, soweit wie mir das mit meine schwache Kräfte meeglich war. Kurz und rund: Mein Brief hat de Olga erschittert, so daß se aufe Stell dem Federhalter am Friedrich ergreifen und ihm einladen tat. Und er, von seine freidigen Gefiehle ieberwältigt und bald rein auße Klumpen gekippt, zog sich de sonntagsche Bixen an und machd sich aufem Weg zu sein junges, zweibeiniges Glick. Wär er bloß zu Haus geblieben! Es war nämlich direktemang e Höllenfahrt, indem daß sich aber auch alles gegen ihm verschworen hadd und ein Unglick ja selten allein kommt.

Am einfachsten, lesen Se selbst, wie ihm gegangen is und wie er es mir in seinem Brief genau geschildert hat. „Mein lieber Ausche", schreibt er und hat, mir scheint, trotz alle seelische Erschitterungen immer noch nich kampiert, daß ich Ernst heiß, „es war firchterlich! Das Unglick hat mir von Anfang an behoppst und mir ieberall e Knippel mang e Beine geschmissen. Einer soll es nich fier meeglich halten, wie niederträchtig das Schicksal sein kann, wenn einer freehlich und nichtsahnend mittes linke Bein längs der Landstraße strampelt. Na ja, ich wolld doch die zwanzig Kilometer nich zu Fuß rennen, und deshalb pumpd ich mir von meinem Nachbar Gieseler das Rad. Der hat aber das rechte Bein steif und deshalb dem rechten Pedal abgeschroben, und ich missd mir nu beis Strampeln mit das linke Bein begniegen. Das macht mir sehr schnell miede, und ich missd mir öfters verpausieren, aber das war noch auszuhalten. Bloß mit eines fuhr ich ieber einem Sohlennagel und es ging hinten pfff und de Luft war raus, und ich hadd kein Flickzeig nich. Daderwegen missd ich schieben, was mir mächtig boßen tat, weil geradzig so scheen bergab ging. Wie ich so vleicht sechs Kilometer geschoben hadd, immer im Schwitzens, und all ziemlich dicht annes Dorf war, kam e entsetzliche Katastrofe auf mir zugerast, nämlich der Gemeindebull, wo sich losgerissen hädd. Ich konnd noch gerad am nächsten Baum ran, das Rad anlehnen, aufem Sattel klettern, einem Ast zergrabbeln, mir hochwuchten und mang die Krone in Sicherheit bringen. Der Bull war natierlich wietend, daß er mir nich reichen konnd, und deshalb zertrampeld er mir aus Boß das Rad, und ich missd hilflos von oben zukicken. Außerdem hadd ich mir bei die eilige Kletterei zwei Löcher in die neie Bixen gerissen und stand nu mitte Beine zum Teil im Freien. Vom Baum konnd ich ja zwar bald runter, indem daß e paar Kerdels gelaufen kamen und dem Bull mit Stangen wegschichern taten, aber ich war körperlich und seelisch völlig gebrochen und hadd Miehe, die beiden Löcher inne Bixen mit eine Hand zuzuhalten. Die andre brauchd ich fier das Rad, wo ich mir iebre Schulter gehongen hadd. Ich konnd es ja nich unterm Baum liegen lassen. In diese traurige Verfassung schlich ich mir innes Dorf rein und wolld mir nach die Wohnung vonne Olga erkundigen. Aber ehr daß ich dazu kam, fragd mir all so e lachuddriger Schnoddernas: „Haben Sie mit Ihrem Diesenjäger die Schallmauer durchbrochen? Oder tragen Sie Ihrem Schrottplatz spazieren?"

Ausche, Ausche, Du ahnst nich, was ich gelitten hab! Und in dem Zustand solld ich nu de Olga siegesgewiß untre Augen treten. Tret Du man, wenn Dir mitte Hand de zerrissene Bixen zuhalten mußt, und im Juli is doch abends noch so lang hell. Es half aber nuscht, ich mißd alles schlucken, das Rad, de Bixen und dem Spott und konnd noch froh sein, daß der Lorbass mir wenigstens bis am Ziel hinbrachd. Aber da gab drei Osgas, und ich missd mir de richtige aussuchen. De ältere Olga war de Mutter, die jingere de Tochter, und de Kuh im Stall hieß auch Olga, sozusagen aus Familientraditzjohn. Leider war de richtige, mein zwanzigjähriges Lutschpungelche, nich zu Haus, sondern mit ihrem Freind weggefahren. Da de Kuh sowieso nich in Frage kam, blieb bloß de Mutterche iebrig. Das war e ganz passable Frau so um fuffzig, vorne und hinten gut gepolstert und mit ziemlich große Fieße. Da passd ich gleich dadrauf auf, wegen dem Sparstrumpf. Die hädd auch die Annongse inne Zeitung aufgegeben, und das Lutschpungelche hädd se bloß als Lockvogel vorgeschickt. Na nu war mir all egal, von was mir schlecht wurd, und außerdem missden ja auch meine Bixen geflickt werden, wenigstens notdirftig. Deshalb biß ich in dem sauren Apfel Olga die Altere, zog mir im Salong de Bixen aus und reichd se ihr durche Tier inne Stub rein. Und wie ich mir in Unterbixen umdreh, geht de Tier aufe andre Seit auf, und — ich denk foorts, mir riehrt der Schlag — Olga de Jingere steht da, wie auße Erd gewachsen, und lacht und prustet sich rein enzwei. Und neben ihr steht der Freind und will wissen, ob ich Kiehlung brauch, weil ich mir doch all im Neeglischgeh geschmissen hab. Ich war blamiert bis untre Haut, das zertrampelte Fahrrad noch gar nicht gerechent, wo ich doch natierlich dem Giesleer e neies kaufen muß, denn wo e Bull hintrampelt, da rollt kein Rad nich mehr.

Was meinst, Ausche, wie froh ich war, wie ich wieder in meine Bixen reinkriechen konnd. Aber denn haben mir beide Olgas von alle Seiten bemuttert und befuttert, daß ich klammheimlich dem obersten Bixenknopp aufmachen mißd, sonst wär nuscht mehr reingegangen. Denn war ich mied zum Umfallen, und de ältere Olga brachd mir aufe Lucht, wo e altes Feldbett fier mich stand. De Matratz war ziemlich dinn. Wahrscheinlich hadd bei die letzte Kurgäste — se hadden jedes Jahr e paar Gäste auße Stadt — der saure Kumst auße Tonn nich gelangt und se hadden ihm mit Seegras auße Matratz e bißche verlängert. Und denn hadden se vergessen nachzustopfen. Wie ich mir gerad mit sone praktischen Ieberlegungen beschäftigen tu, fiehl ich mir mit eins unverhofft von hinten umärmelt, indem daß die Olga mir auf die Art mir scheint ihre Zuneigung bekunden wolld. Dagegen hadd ich ja auch nuscht, aber es kam so plötzlich, daß ich dem Holt verlor, weil ich gar nich dadrauf gefaßt gewesen war. So fielen wir beide fest umärmelt aufes Feldbett. Das hädd auch nich mit die Ieberraschung gerechent und knickt vor Schreck zusammen, wobei wir unter die beide Endsticke zu liegen kamen. Aber diesmal hädd ich Glick, indem daß ich oben lag und de Olga unten. So war es wenigstens nich so hart. Aber de Olga wurd bees, weil se dachd, ich hab de ginstige Gelegenheit benutzt und ihr innes Huckpolster gekniffen. Dabei hädd se sich bloß am Bettscharnier geklemmt. Jedenfalls kämpfd se sich frei, immer im Schimpfens, schmiß de Tier zu und verschwand. Daß se mir von draußen zugesteckselt hadd, merkd ich erst mitten inne Nacht, wie ich mal raus wolld. So grabbeld ich unterm Bett rum und huckd mit eins mittem Daumen inne Mausefall. Er is heite noch ganz geschwollen. Was ich suchd, fand ich nich, sondern bloß einem alten Koffer. Dem andern Morgen trennden wir sich ziemlich kiehl, und fier e Weilche bin ich nu von alle Olgas kuriert".

Ja, liebe Landsleite, so ging dem armen Friedrich Raudschus. Herzliche Heimatgrieße.

Ihr alter

Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

Luftschiffahrt in Königsberg vor 150 Jahren

(Fortsetzung von Seite 7)

Luftverlust [3]) keine größere Höhe erreichen. Die Beobachtungen wurden aus zwei um 5160 Fuß von einander entfernten Standpunkten angestellt."

*

„Vergleichung zweier Höhenbestimmungen bey der 36. Luftfahrt des Herrn Professors Robertson. Die folgende Vergleichung einer mikrometrisch-trigonometrischen am Tage der Luftfahrt auf dem Löbenichtschen Thurme angestellten Höhenmessung mit des Herrn Prof. Robertson angegebenen niedrigsten Barometerständen in seiner Gondel. Hiernach findet man durch Hilfe der besseren barometrischen Formeln die größte Höhe des Herrn Robertson, über dem Spiegel des Pregels 1468 frz. Mètres oder 4701 rheinl. Fuß [14]). Der Saum seines Gesichtskreises streifte von der äußersten Spitze der Kurischen Nehrung nahe vor Memel vorbei, über Garden und Woyunta in Rußland [15]), über Tilsit, Gumbinnen, Darkehmen, Angerburg, Rhein, Ribben, Gr. Purden, Langgut, Saalfeld, ein paar Meilen jenseits Elbing, über die Danziger Niederung bis fast nach Hela hin. Von der Brüsterorther Spitze ab, auf welche seine Richtung ging, übersah er noch eine Fläche der Ostsee, mehr als 13 Meilen breit. Überhaupt mußte ihm fast die Hälfte der übersehenen Fläche als Wasser erscheinen; denn in seinem Gesichtsfelde unter ihm lagen außer dem sichtbaren Theile der Ostsee fast das ganze Frische und Kurische Haff mit mehreren großen Landseen, z. B. dem Mauer- und Drausensee, aufgedeckt. Das feste Land mußte ihm dabey in Gestalt einer sichelförmigen Mond-Fläche erscheinen. Diese größte Höhe, welche Herrn Robertson eine so majestätische Aussicht gewährte, hatte er in einer horizontalen Entfernung von ungefähr ³/₄ Meilen vom Königsberger Schlosse erreicht. Mögen die Liebhaber der höheren Geometrie unter den hier Studierenden ihre analytischen Kenntnisse versuchen, aus den hier gegebenen 3 Coordinaten die Curve die bestimmen, welche des Herrn Professor Robertson Luftball am 5. dieses über unserem Horizont beschrieben hat.

Königsberg, den 8. August 1810.

Der Professor Wrede."

*

„Als Herr Professor Robertson himmelan stieg:
Wie! Du suchtest Sie [16]) dort? die uns entrissene Theure!
Willst Du der Himmlischen nach? Wer von uns sollt' es nicht wollen!
Sicher und kühn steigst Du auf. Du willst im Westen sie suchen?
Ja, wohl entschwand er dort, der schöne irdische Schatten.
Schwebet ihr liebender Geist von dorther zum trauernden Volke?"
(usw. noch 18 Hexameter)
„Preußen! Euch liebte, es wird auch ewig euch lieben Louise,
Eure Königin dort, hier ein für Euch wachender Engel. †"

*

„An Herrn Professor Robertson.
Kühn durcheilst Du Lüfte, die nimmer den Menschen umfaßten,
Und wir zollen Dir Dank, welchen Bewundrung erzeugt."
(usw. noch 2 Distichen)
„Winket der Engel des Todes dir einst mit liebender Sehnsucht,
O, dann fleugst Du mit Muth in der Unsterblichkeit Schoos." K." [17]).

*

Wir lesen weiter in „Nro 100, Kgb. Montag den 20sten August 1810" einen „Aufsatz des Professors Robertson, Mitglied der galvanischen Gesellschaft zu Paris und der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Hamburg, 2½ Spalten lang, über die Montgolfièren und Luftbälle. Daß die ersteren wegen ihrer Feuergefährlichkeit in Frankreich, Spanien, Rußland, Preußen verboten wurden, findet R's Beifall.

Man kann nach dem Bericht Robertsons weder sagen, daß sein Handeln besonders tollkühn war, weil er bereits nach wenigen Minuten das Gasventil öffnete, wodurch er die Fahrt sehr abkürzte, noch daß er eifrig tiefgründige wissenschaftliche Versuche gemacht hätte. Thermometer-Barometer-, Magnetnadelablesungen, die Beobachtung eines Fallschirms mit einem Hahn darin, Füllung einer Flasche mit Luft in höchstens 4283 Fuß Höhe, und die sinnliche Beobachtung des Schalles — das war alles! Uns scheinen das, gemessen an dem damaligen Stand der Wissenschaft, nur wenige und recht primitive Experimente zu sein.

Bei einem Mann, der angeblich 35 Mal vorher aufgestiegen war und bereits 7 Jahre früher die Höhe von 7000 Metern erreicht haben wollte, nimmt es ferner sehr Wunder, daß er selbst hier schreibt: „In dieser höheren Region, bis zu welcher seit Erschaffung der Dinge noch kein Sterblicher gedrungen war . . ." und „ich litt viel von der Kälte und einem heftigen Brennen vor den Ohren". Da kommt auch dem Gutgläubigsten der Verdacht, daß Robertson, der hier noch nicht einmal die Schneekoppenhöhe erreichte, wahrscheinlich niemals 7000 Meter Höhe erreicht hatte.

Auch der Königsberger Mathematikprofessor Wrede gehörte offenbar zu den Zweiflern, konnte er doch mit gewissenhafteren Berechnungen die von Robertson erreichte Höhe um mehr als 400 Fuß herabsetzen!

Es muß mit Robertson als Wissenschaftler wohl nicht ganz seine Richtigkeit gehabt haben trotz Professortitels und Mitgliedschaft in gelehrten Gesellschaften, denn ich finde über ihn folgende harte Tatsachen [18]):

Der belgische „Physiker" Robertson war am 18. Juli 1803 aus mit dem Luftschiffer Lhoost in einem mit reinem Wasserstoff gefüllten, nur 500 cbm fassenden Ballon, der schon 1794 die Schlacht bei Fleurus unter dem Namen „Intrépide" mitgemacht haben sollte, bis angeblich 7400 m aufgestiegen. Seine dabei gemachten elektrischen, erdmagnetischen, chemisch-physikalischen und physiologischen Beobachtungen ergaben Resultate, die sehr bald angezweifelt wurden.

Robertson wollte u. a. erwiesen haben, daß die Stromstärke einer Voltaschen Säule in der Höhe um ¹/₈ abnehme, daß der Erdmagnetismus nach oben stufenweise geringer wurde, daß der Sauerstoffgehalt der Luft mit der Höhe abnehme.

Auf Veranlassung des berühmten Laplace verlangte die Académie française in Paris die Nachprüfung der Robertsonschen Behauptungen. Deshalb stiegen die französischen Physiker Gay-Lussac und Biot am 24. August 1804 bis 3000 Meter Höhe auf und stellten fest: Die Voltasäule ergab unveränderte Stromstärke, die Schwingungszahl der Magnetnadel ergab keine Abweichung gegen unten. Bei einem weiteren Aufstieg Gay-Lussacs bis 7016 Meter fand er den Sauerstoffgehalt der Luft dem an der Erdoberfläche gleich.

Wir werden uns also damit abfinden müssen, daß Robertson kein ernst zu nehmender Gelehrter war und daß der erste Königsberger Ballonaufstieg vor 150 Jahren unbeschadet seines großen Eindrucks auf die Königsberger nicht gerade zu den ruhmreichen der Luftfahrtgeschichte zu zählen ist.

1) Adolf Mehl: „Der Freiballon in Theorie und Praxis", Stuttgart, o. J. (1911—12).

2) spätäere „Hartungsche Zeitung"; schon damals im Verlage und Druck der Hartungschen Hofbuchdruckerei.

3) Luft = „brennende Luft", im Gegensatz zur atmosphärischen Luft = Wasserstoff.

4) = Schwefelsäure.

5) Dr. med. et phil. Carl Gottfried Hagen, Prof. d. Naturwissenschaften a. d. Albertina, Apotheker (Hagensche Apotheke in der Junkerstraße), Begründer d. wissenschftl. Pharmazie, Einrichter d. Botan. Gartens, Freund Kants. * 24. 12. 1749, † 2. 3. 1829.

6) Noch der Schloßturm mit dem Treppenaufsatz vom Ende des 15. Jh.; der uns allen bekannte Stülersche Turmhelm wurde erst 1866 erbaut.

7) Das Forkener Fließ, das Laukener Fließ und das Pobether Mühlenfließ kann man wohl kaum Flüsse nennen; und bei der Höhe des höchsten „Berges" des Galtgarbens (110 m) ist R's Feststellung wirklich nicht erstaunlich.

8) östl. des heutigen Bahnhofes Drugehnen.

9) bei Juditten. Damals war der Wald noch viel größer.

10) = 1203 m. Brocken = 3300, Schneekoppe = 5708 Fuß hoch.

11) an der Samlandbahn.

12) Bei Rosignaiten, südl. Eichdorf (Pojerstieten), am Südzipfel der Forst Grünhof.

13) nach Robertson 324¹/₃ Pfd., s. o.

14) Zwischen der Höhe, die der Zeitungsbericht angibt und der des Königsberger Universitätsprofessors Wrede ist immerhin eine Differenz von 418 Fuß!

15) heute Gordoma und Woynuty in Litauen, w. n. w. von Tauroggen.

16) Die Königin Luise war kürzlich, am 19. Juli 1810, gestorben.

17) Gleich zwei brühwarm gedichtete Oden begeisterter anonymer Versschmiede bewiesen, daß die allgemeine Begeisterung über den damals sehr kühnen Aufstieg im Freiballon, nicht kleiner gewesen sein muß, als 100 Jahre später die Zeppelin- und Fliegerbegeisterung.

18) Assmann, Berson, Groß: „Wissenschaftliche Luftfahrten", Braunschweig 1899, Bd. I, S. 5.

Is ja wahr!

„Das Pferd is gut, das kannst du ruhig kaufen,
Es zieht wie doll, und laufen kann es, laufen —!
Achthundert Mark! Wenn einer so bedenkt,
Wie schnell das läuft, denn is das wie geschenkt.
Das sockt bestimmt bald schneller wie e Hundche
Bis Groß-Stobingen braucht es bloß e Stundche.
Fährst morgens gegen Uhre sechs hier los,
Bist dum um sieben da. Nu sag mir bloß,
Das is dir immer noch nich schnell genug,
Viel schneller fährt ja nich emal der Zug!" —
„Nei, weißt, das Pierdche kann mir wenig nitzen,
Drum bin ich auch nich wild, ihm zu besitzen.
Was brauch ich ihm? Und denn vor allen Dingen,
Was soll ich all so frieh in Groß-Stobingen?"

Alfred Lau

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 8 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — August 1960

„Gut friede und rechte gerichte . . .“

Lebensweisheiten in volkstümlichen Sprüchen aus Ostpreußen

In vergangenen Jahrhunderten wußten sich unsere Vorfahren auf eigene Art zu unterhalten und zu vergnügen. Jeder etwas besonders Befähigte gab im trauten Kreise oder auch im geselligen öffentlichen Zirkel sein Bestes her, um seine lieben Mitmenschen in fröhliche Stimmung zu versetzen. Es war nicht so wie heute, daß man nur einen Knopf zu drehen brauchte, um dann lediglich aufnehmend sich und andern angenehme Unterhaltung zu verschaffen; man mußte schon selbst aktiv werden und Gehörtes und Erlerntes beisteuern, die gesellige Stunde mit Gesang und Musik, Gedicht und Spruch, Geschichten, Sage und Märchen, Spiel und Tanz — wenn auch manchmal auf recht primitive Weise — zu würzen. Und der wurde ehrlich bestaunt und hoch geehrt, der das verstand.

So gingen denn früher auch gereimte und ungereimte Sprüche um, durch die alte Lebensweisheiten von Generation zu Generation weitergegeben wurden, und in denen z. B. Liebe, Freundschaft und ein braves Weib gerühmt und Untreue, Falschheit, Neid und häuslicher Unfriede angeprangert wurden. Man vernahm diese Sprüche in der Gesindestube, der Spinnstube, im Krug, im städtischen Gemeindegarten, auf dem Markt und beim Kirchweihfest. Die Gelehrten schrieben sie sich ins Stammbuch, die Studenten in ihr Fahrtenbuch.

Vor fast 100 Jahren hat nun der verdienstvolle ostpreußische Geschichtsforscher Max Toeppen eine Anzahl Sprüche gesammelt, die in unserer ostpreußischen Heimat so in der Zeit von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg kursieren. Einige von ihnen seien hier wiedergegeben.

Ein mit irdischen Gütern nicht übermäßig gesegneter Lebenskünstler frohlockt: „Ich bin, der ich bin, / Kurtz ist mein sinn, / Frisch ist mein muth, / Ob klein ist mein gut.“ — Und ein anderer kommt zu dem überraschenden Schluß: „Tanzen, singen und springen, / Mit schönen jungfrawen ringen, / Wer das der Carthuser orden, / So wehre ich lengst ein münch geworden.“

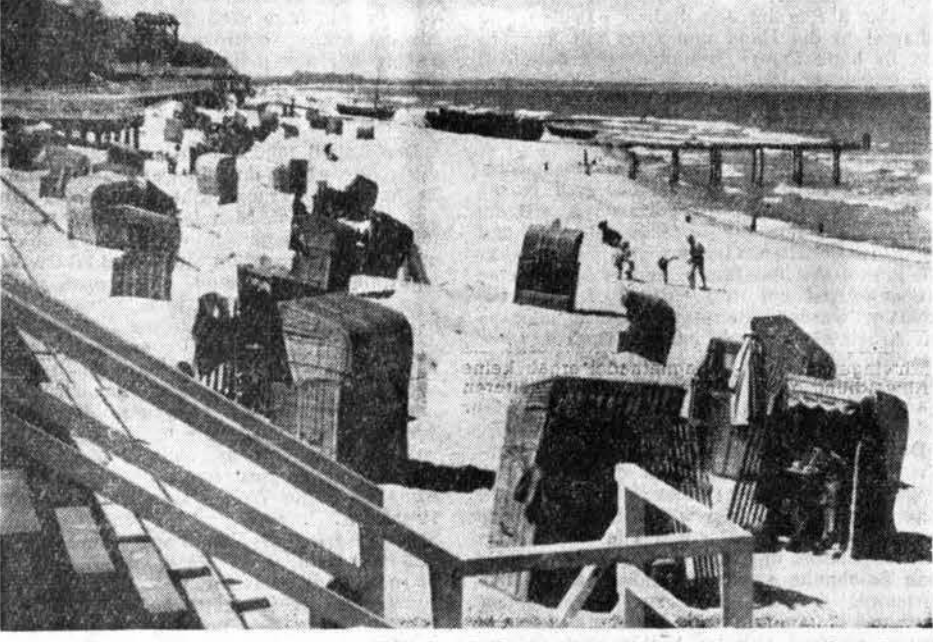
Von manchem standfesten Zecher wird ein lautes Loblied auf einen guten Trunk und ein vorheriges kräftiges Mahl gesungen: „Im Sommer potztausend ducaten, / Ich lasze kohl stehen und esze braten. / Got gebe, Got grüsze, / Versaufe ich die schue, / So behalte ich die füsze.“ — „Auf grüner heidt, auff harter erdt / Ist mir gar offt mein bet bescherdt, / Ich fresz und sauff undt bin gedultig, / Was ich nicht zahl, das bleib ich schuldig.“ — „Ihr zwey tragen eine weintrauben“ und sprechen: „Ach du edler rebensafft, / Du hast manchen umb das seine gebracht! / Trincke ich dich, so verderbe ich, / Trincke ich dich nicht, so sterbe ich. / Beszer getrunken undt verdorben, / Alsz gesparet undt gestorben.“

Recht angriffslustig sind unsere Versschreiber wenn es gilt, gegen herrsch- und zanksüchtige Frauen zu Felde zu ziehen. In ihrer Verbitterung sprechen sie: „Wer ein böses werb hat am Sontage, / Der fahre ins holtz am Montage, / Hawe prügel (haue ein Prügelholz) am Dienstage, / Schlage tapfer darauf am Mitwoch, / Do lieget sie kranck am Donnerstag, / Stirbt endtlich am Sonnabendt, / So bekompt der man ein frölichen Sontag.“ — Wen die henne krehet vor dem hahn, / Die fraw redet vor dem man, / So sol man die henne kochen, / Die fraw mit einem guten prügel pochen!“ Diese beiden Verse werden wohl in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges geschrieben worden sein, als es selbst in der literarischen Welt zum guten Ton gehörte, sich in Grobheiten zu überbieten. Man lebte und schrieb eben im „Zeitalter des Grobianismus“. Bekannt ist heute noch der Spruch „Hüte dich führ den katzen, / Die forne lecken undt hinden kratzen“, desgleichen ein Teil des Spruches „Wen es wol gehet, finden sich der freunde viel, / In nöten niemandes freundt sein will, / Freunde in der noth / Gehen 24 auf ein lot, / Undt die da wollen die besten sein, / Gehen 25 auf ein quintlein. / Solche freunde schlage der donner todt.“

Scharf verurteilt werden Geldgier und Geiz. „Der mensch in dieser weldt / Der trachtet nach ehr, gutt und geldt, / Undt wen er, das erwirbet, / So leget er sich nieder undt stirbet.“ — „Wüchs laub und gras / als geiz, neid und has, / So esse manche kuh desto bas“ (besser).

Es sollen noch einige Sprüche mit allgemeinen Lebenswahrheiten folgen. „Die warheit ist gen himmel geflogen, / Die trewe ist übers meer gezogen, / Die gerechtigkeit ist vortrieben, / Die untrew ist in der welt geblieben.“ — „Rede nicht vil unde mache das war. / Borge wenig unde gilt das gar. / Wisse vil unde wenig sage. / Nicht antwerte off alle frage!“ — „Wen wir hetten einen rechten glauben, / Gott undt gemeine nutz vor augen, / Enerley maas, ellen unde gewichte, / Gut friede und rechte gerichte, / Einerley müntz undt gut geldt, / So stunde es woll in dieser weldt.“ — „Ich lebe undt weis nicht wie lang? / Ich sterbe undt weis nicht wan? / Ich fahre und weis nicht wohin? / Mich wundert, das ich frölich bin.“

E. Hartmann



Ostseebad Cranz, Teil des Badestrandes (Weststrand) — Foto: Berger

Vereinigung ehemaliger Sackheimer Mittelschüler aus Königsberg/Pr feierte 40jähriges Bestehen

Groß war die Teilnehmerzahl der Mitglieder der Vereinigung der ehem. Sackheimer Mittelschüler und -schülerinnen aus Königsberg, die sich aus Anlaß des 40jährigen Bestehens ihrer Vereinigung beim Ostpreußen-Treffen in Düsseldorf im Haus Konen zusammengefunden hatten.

Eine besondere Note erhielt das Treffen durch Anwesenheit des früheren wie auch des jetzigen Direktors der Duisburger Patenschaftsschule, der „Karl-Lehr-Realschule“, einem Vertreter des Kollegiums sowie zwei Vertretern der Schülerschaft. Durch ihre Anwesenheit bekundeten sie die enge freundschaftliche Verbundenheit mit der Sackheimer Mittelschule und deren Traditionsvereinigung.

Die Feierstunde wurde mit einer Totenehrung durch den 1. Vorsitzenden der Vereinigung, Herbert Minuth, eröffnet. Der Gründer und Ehrenvorsitzende Ernst Witt begrüßte die Ehrengäste, die Damen und Herren des ehemaligen Lehrerkollegiums, die Schulkameraden und -kameradinnen sowie viele Freunde der Vereinigung. In kurzen Zügen schilderte Ernst Witt die Stationen, die die Vereinigung seit der Zeit ihrer Gründung zurückgelegt hat.

Anschließend wurde Realschuldirektor Jos. Kahlert, Duisburg, dem jetzigen Leiter der Patenschaftsschule, für besondere Verdienste zum „Mitglied e. h.“ ernannt und ihm die silberne Nadel überreicht, mit der „silbernen“ wurden auch für langjährige Mitgliedschaft und besondere Verdienste ausgezeichnet: Hildegard Sumowski-Raffael, Hans Neumann, Fränzel Nieswand und Alfred Wesselowski.

Viele Glückwünsche aus nah und fern waren zum Jubiläumstage eingegangen. Einer sei besonders herausgegriffen, die Zeilen des letzten Rektors der Sackheimer Mittelschule, Willy Zeil: Mit seinen 82 Jahren konnte er den weiten Weg von Sauensiek, Kreis Stade, nicht mehr wagen. Mit seinen Gedanken war er aber an diesem Tage unter uns, verbindet ihn doch bis zum heutigen Tage mit seinen ehemaligen Schülern und Kollegen eine innige Freundschaft und genießt er doch vor allem eine nicht zu wiederholende Verehrung. — Von den Damen und Herren des ehemaligen Kollegiums waren die Ehrenmitglieder Mittelschullehrer Jul. Sadowski, Frl. Haugwitz sowie Realschullehrer W. Feyerabend und Frl. Bergner Geburtstagsgäste der Vereinigung.

Wir bitten zu beachten: Der allmonatliche Stammtisch fällt während der Ferienzeit aus und findet erst wieder am Montag, 3. Oktober, im V. e. S. M.-Vereinslokal „Haus Konen“, Düsseldorf, Suitbertusstraße 1, um 19 Uhr statt.

H. M.

Die erste blaue Postuniform

Reitende Postboten - Einschreibsendungen - Briefzensur im Ordensstaat

Dreihundert Jahre vor der berühmten „Thurn und Thaxisschen Post“, die immerhin vom Mittelalter bis 1867 bestand, hatte der Deutsche Ritterorden oben im preußischen Ordenslande bereits im Jahre 1276 so etwas wie ein Postwesen entwickelt, das in seinen Grundzügen unserer heutigen Bundespost ähnelt.

Es entstand daraus, daß zunächst Sendschreiben des Ordensmeisters von der Marienburg in immer wiederkehrenden Zeitabständen an die im Lande verstreut liegenden Komtureien und „festen Häuser“ von Ordensknechten „geritten“ wurden, die dann deren Berichte, Antworten usw. zurückbrachten. Nach einem genial ausgeklügelten System hat man dann die Postbeförderung, da der Wert derartiger Nachrichtenzustellung erkannt wurde, nach den Höfen von Fürstlichkeiten und Städten, mit denen der Orden Umgang pflegte, ausgedehnt. Die Poststraßen wurden über alle Ordenshäuser geleitet, die sich neben Ost- und Westpreußen und Livland auch in der Altmark, in Thüringen und am Rhein befanden, so daß regelrechte „Postagenturen“ entstanden, wo die „Postreuter“ immer frische Pferde vorfinden konnten. Und eine Postlinie ging, etwas ganz Unerhörtes, sogar direkt nach Venedig, dem damaligen Sitz des Hochmeisters.

Natürlich dauerte solche Postbeförderung viele Wochen, falls sie in unruhigen Zeitläuften überhaupt ihren Bestimmungsort erreichte. Waren es zunächst nur die Schreiben des Ordensmeisters, so durften später auch Briefe der Ordensritter an ihre Angehörigen in alle deutschen Gaue und sogar bis nach Frankreich und Spanien „geritten“ werden; der Ritterorden hatte ja immer auch ausländische Rittergäste in seinen Reihen. Allerdings mußte, nach der strengen Ordensregel, solche Briefe erst der Ordensmeister lesen und sie gutheißen. Die erste deutsche Briefzensur ist also schon damals geboren!

Die Postreiter hießen amtlich „bryffjongen“. Sie zählten nicht zum „gmeinen gsind“, erhielten bessere Kost und sogar Entlohnung und — trugen bereits eine Uniform, die aus „XVI. halbe elen bloe Engelisch laken“ gefertigt war, also aus 16½ Ellen blauem englischen Tuch. Es ward also in jenen Zeiten die erste deutsche Postuniform kreiert und dazu noch in blau, der heutigen Postuniformfarbe! Neben der Postbeförderung im vorgeschriebenen „leynen bryffsack“ oblag ihnen außerdem die Wartung und Pflege der Postpferde.

Geleitet wurde die Ordens-Postanstalt auf der Marienburg durch den Ordensstallmeister, „Wything“ genannt, der zu diesem Amt durch einen besonderen „ambtbryff“ verpflichtet wurde und als Entgelt „200 preußisch mark lon in jederem jar“ erhielt, demnach in fester Besoldung stand. (1 preuß. Mark hatte den Zeitwert ungefähr einer Kuh, die Bezahlung war also reichlich.) Außerdem hatte der „Wything“ das Privileg, bei feierlichen Anlässen dem Hochmeister voranreiten zu dürfen.

Der „Wything“ auf der Marienburg war unumschränkter Herrscher über das gesamte Postwesen des Ordens, gewissermaßen der Vorgänger des Generalpostmeisters des 19. Jahrhunderts. Nur er allein hatte das Recht, im Amtszimmer, dem „bryffstall“, Briefe anzunehmen, sie nach Reihenfolge und Zeit ihrer Aufgabe in ein besonderes Buch einzuschreiben (daher wohl die heutige Bezeichnung Einschreibebrief!), jeden Brief außerdem zu numerieren und mit Abgangsvermerk zu versehen. Dasselbe hatte auf der Ankunftsstation durch besonders Beauftragte beim Empfang zu geschehen. Jedem „bryffsack“ wurde zudem ein genaues Verzeichnis der Sendung beigegeben. Man sieht, auch in jenen Zeiten war alles vortrefflich durchdacht und organisiert. Alles schon dagewesen, kann man da wohl mit Ben Akiba sagen!

Für den Postdienst wurden ausschließlich die einheimischen ausdauernden Pferde, die altpreußischen „sweyken“ (altpreußisch sweyke = Pferd) verwendet. In diesem Zusammenhang wäre noch zu erwähnen, daß das altpreußische Wort „sweyk“ gleichzeitig Gesundheit bedeutete, was demnach beweist, welcher Wertschätzung sich das Pferd bei den alten Pruzzen erfreute. — Die Postpferde wurden im „bryffsweykenstall“ bei gutem Futter gehalten und waren nicht billig, besonders wenn es junge Tiere waren. So vermerkt z. B. das Treßlerbuch der Marienburg über den Kaufpreis zweier „sweyken“: „Item V mark vor eyne sweyke in den bryffsweykenstall / Item VIII mark vor eyne sweyke in den bryffsweykenstall gekoufft von Tymo von Grudenz“ (Graudenz). Im alten Pruzzenlande bekam man also für ein Pferd das Mehrfache an Kühen.

Diese Vorläuferin des heutigen Postwesens hat sich bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts gehalten, und erst der Niedergang des Deutschen Ritterordens brachte auch diese Institution zum Erlöschen.

ha.

Vor 150 Jahren in Königsberg

Wir lesen in den „Kgl. Preuß. Staats-Kriegs- u. Friedens Zeitungen“, Sonnabendausgabe vom 24. Juli 1810:

„Über das Kgl. Normal-Institut in Königsberg. — Von den 40 Menschen, worunter 30 Kinder, die seit dem 1. Septbr. 1809 in das Kgl. Normal-Institut aufgenommen wurden, ist bis jetzt nicht Einer krank gewesen.

Die wesentlichen Bedingungen eines so glücklichen Erfolges waren:

1) Der Frohsinn
2) Die einfache Kost
3) Die sorgfältigste Reinlichkeit des Körpers, die Kleidung und die Umgebung. Am wohlthätigsten fanden wir bis jetzt unsere Badeeinrichtung. Jeder Zögling hat seine eigene kleine Wanne von 12—14 Zoll Länge und Höhe, seinen Schwamm, ein Handtuch und ein Paar flanellene Handschuhe ohne Finger. Carl August Zeller.“ 1)

Dieser Nummer lagen zwei Beilagen an zu Ehren der am 19. Juli verstorbenen Königin Luise:

1. Ein fünfzehn Seiten langer anonymer Nachruf, letzte Lebenstage, Beisetzung, ein Carmen: „Vergißmeinnicht, am Grabe der Königin gepflanzt“.

2. „Gedächtnispredigt in der Loebenichtschen Kirche gehalten von Joh. Fr. Krause, wirkl. Konsistorialrath, ord. Prof. d. Theologie u. Pfarrer a. d. Loebenichtschen Kirche“. Kgb. bei August Wilhelm Unzer, 24. S.

Wir lesen in der Montagausgabe vom 20. August 1810 in der Beilage „Witterungsbeobachtungen in Königsberg“:

1. 8. 1810: Thermometer Vorm. + 13° (nach Reaumur!), etw. Regen, Sonnenschein, Windstille. Nachm. + 14°
2. 8. 1810: Vorm. + 13°, bewegt, Sonnenschein, starker Strichregen, Wind, Nachm. + 13°
3. 8. 1810: Vorm. + 13°, bewegt, Regen, Wind. Nachm. + 11½°
4. 8. 1810: Vorm. + 12°, Streifenwolken, Sonnenschein, heiter, Windstille. Nachm. + 10½°
5. 8. 1810: Vorm. + 11°, völlig heiter, Wind, Streifenwolken, Sonnenschein. Nachm. + 12°

Und so weiter bis zum 11.8. 1810. Höchsttemperatur 18 Grad, was 22¼ Grad Celsius entspricht.

H. M. Mühlpfordt

1) Pfarrer, Pädagoge. 1774—1846. Württemberger, der in mehreren Städten Deutschlands „Schulmeisterschulen“ gründete. Das Königsberger „Normal-Institut“, eine Art Musterschule und Lehrerseminar, befand si chim Waisenhause. Z. war 1809—16 Schulrat in Königsberg. Sein Nachfolger wurde Gustav Friedrich Dinter.

Die Königsberger Börse

Die neue Börse war am 6. März 1875 dem Gebrauch übergeben worden. Wie Walter Pirsch, jahrzehntelang im Vorstand des Kaufmännischen Vereins, in seinen Erinnerungen beschreibt, erfolgte dabei ein feierlicher Umzug von der alten Börse, die als ein alter Holzbau mitten im Pregel (auf der Kneiphofseite) stand, in das neue wundervolle Gebäude. Es war auf der vorstädtischen Seite, ganz dicht am Pregel, auf einem Rost von ca. 2000 Pfählen von 12 bis 18 Meter Länge in den Jahren 1870—75 errichtet worden. Auf Grund eines Preisausschreibens war der Neubau dem Erbauer der Bremer Börse, dem dortigen Baumeister Heinrich Müller, übertragen worden. Die gesamten Kosten betrugen etwa 2 Millionen Mark.

Dafür war aber auch ein eigenartiger, der Stadt Königsberg zur größten Zierde gereichender monumentaler Bau entstanden, das einzige ausschließlich aus Sandstein errichtete öffentliche Gebäude in der Stadt. Der Architekt hatte zur Ausschmückung nur die Skulptur gewählt. Die oberen Steingruppen, welche die vier Hauptecken des Gebäudes zierten und die die weltverbindende Natur des Handels versinnbildlichen sollten, Europa, Asien, Afrika und Amerika, lieferte Bildhauer Hundrieser aus Berlin, ein geborener Königsberger. Von demselben Bildhauer rührten auch die beiden Löwen her, welche die große Freitreppe an der Westseite flankierten. Die Börse hatte in ihrer Hauptlänge etwa 73 Meter und eine Breite von 25 Meter. Daran schloß sich im Erdgeschoß noch ein Anbau von etwa 12 Meter, dessen Obergeschoß ursprünglich offen war, später aber mit Glas überdacht wurde.

Den ganzen Mittelbau über dem Erdgeschoß nahm der (große) Börsensaal ein, im Innern von einer Galerie auf allen vier Seiten mit doppelter Säulenstellung umgeben. Auch das Innere hatte dieselbe Einfachheit in der reinen Form einer edlen Renaissance wie das Äußere des Baues. Das Untergeschoß wurde für das Wiegeamt, für ein Postamt und das Restaurant „Der Börsenkeller“ verwandt. Im Westflügel war ursprünglich das Admiralitäts- und Kammerkollegium untergebracht.

Dr. R. Pawel

Mit dem Neinsagen ist nichts getan

Vor 10 Jahren starb der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert

In unserer von Unrast erfüllten, schnellebigen Zeit wird es mancher gar nicht gewahr werden, **daß am 24.** August schon zehn Jahre vergangen **sind, seit sich der Lebenskreis Ernst Wiecherts** in Uerikon in der Schweiz, fernab seiner masurischen Wälder, vollendete. Viele seiner Freunde im **Inland wie draußen in der Welt** werden aber sicherlich in einer stillen Stunde **Rückschau halten auf das, was er** ihnen an Trost und Verheißung, an Wissen und Kraft gegeben hat.

Aus diesem Anlaß tut es einmal not, jenen Wurzeln, jenen verborgenen Kräften nachzuspüren, aus denen der soziale Mensch, der Rufer nach dem Bruder Mensch erwuchs, als der er uns Heutigen gegenübertritt. Wenn jeder Mensch ein Produkt seiner Umwelt und seiner Erziehung ist, dann liegt der Grund zu Ernst Wiecherts Sein, dem menschlichen wie dem dichterischen, in den Wäldern Masurens unserer ihm stets gegenwärtigen unvergeßlichen Heimat beschlossen. Hier fand sein inneres Schauen, sein Wille zu gestalten die altvertraute Umgebung und ihre Menschen wieder. Nur sie können so sprechen und handeln, lieben und hassen, denn nur sie sind Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist. Er, der einst nicht anders denn als Jäger in seinen Wäldern leben zu können meinte, bewahrte ihnen die Treue im Geist und Werk und auch später an seinem bayerischen Wohnsitz.

So ist es stets wie eine ergreifende Heimkehr nach den Stätten der Jugend bei jedem von Wiecherts Werken, sei es „Der Wald", „Die Majorin", „Die Magd des Jürgen Doskocil", „Das einfache Leben" oder „Die Jerominkinder". Gerade dieses, so schrieb er mir noch wenige Jahre vor seinem frühen Tode, sei für ihn ein letztes Vermächtnis an die Heimat, vielleicht wohl ein Abschiednehmen.

Was bedeutete und was gab ihm nun diese Welt, diese so fernab der „großen Welt" gelegene, dieses „Land hinter den Wäldern", wie Wiechert selbst es nennt? Sie schenkte ihm als Wichtigstes, so will mir scheinen, das Gefühl für das Echte, unverfälschte, für das Große und Starke, sei es im Guten oder Bösen — Liebe also oder Haß, Begeisterung oder Grauen. Nichts Halbes, wie es die angekränkelte Stadt gebiert, sondern das unabdingbare Ganze, so ursprünglich, ja einfach, als sei es eben erst von des Schöpfers Hand hineingelegt worden in sein ureigenes Werk. Hier in dem Land der dunklen Wälder mit seinen Seen und Mooren, über denen noch der Fischadler seine Kreise zog und der klagende Ruf des Kranichs erscholl, hatte ja die Natur noch ihre Ursprünglichkeit bewahrt.

Und so spricht es auch Wiechert in „Wälder und Menschen" aus: „Wenn ein Dichter jemand ist, der lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, so mag ich wohl dort und in jenen Zeiten ein Dichter geworden sein. Der Adler hatte daran teil und das Waldhorn, die roten Wolken über dem Moor und der bittere Geruch der Wälder. Sie alle erfüllten das Gefäß, aus dem ich später schöpfen sollte, und sie bewahrten sich für mich, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, mit der schönen Geduld, die nur die Treue gibt."

Oder wenn er die verzauberten Moore Masurens beschreibt: „So getreulich hat die Seele alles bewahrt, daß ich bei dem Versuch, das Land des Totenvogels in der ‚Majorin' zu beschreiben, nur die Augen zu schließen brauchte, um das alles wieder aufsteigen zu lassen: den bitteren Geruch der Sumpfpflanzen, die schweigende Öde, das bang und verzaubert schlagende Herz."

Unter jenen Gefühlen und Empfindungen, die von den reichen Kräften dieser so ganz ursprünglichen Heimat immer noch genährt werden, scheinen es mir gerade zwei zu sein, die Wiecherts Persönlichkeit aufs stärkste beherrschten: seine Liebe zu jeder Kreatur und seine Furchtlosigkeit vor Menschen und Menschenmeinung, namentlich dann, wenn es gilt, einem Unrecht zu begegnen. Daneben steht als eine der liebenswertesten Eigenschaften des Dichters seine tiefe Gottesfurcht, seine Demut und Ehrfurcht vor den großen Werken der Schöpfung. In ihrer Unbedingtheit und rückhaltlos befolgten Konsequenz legen diese beiden Wesenszüge Zeugnis ab für die Stärke eines ganz in der ewigen Natur ruhenden Gefühls.

Es führt eine gerade Linie von dem Waldkinde hin bis zu dem gereiften Manne, der vor den Schrecken des KZ Buchenwald nicht zurückschreckte, da es gilt, Menschen und Menschenrecht zu verteidigen. Hierher gehört besonders auch seine „Rede an die deutsche Jugend", die fürwahr ein großes Maß an persönlichem Mut erforderte, wenn man ihren Zeitpunkt bedenkt.

Von den zahlreichen Beispielen, in denen der Dichter jener Menschen, Eltern wie Erzieher, gedenkt, die sein Wesen geformt und erläutert haben, sei nur folgendes Bekenntnis seiner lauteren Klarheit wegen angeführt: „Ich aber verdanke dieser Erziehung nicht nur meine Verehrung vor vielen großen Toten und Lebenden im Reiche der Kunst, sondern auch diejenige Duldung der Meinung und des Herzens, die für mich zu den kostbarsten Besitztümern eines Menschen und eines Volkes gehört und die Goethe als ein großes Beispiel mit dem Begriff der Humanität vor uns aufgerichtet hat."

Eine gerade Linie ist es, und doch zuletzt welche Vervollkommnung und Vertiefung des schon früh Erkannten! Das Waldkind, das seinen Kranich „wie einen Bruder liebte und vielleicht mehr als einen solchen". Von dem Wiechert rückerinnernd sagt: „Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren." Bis zu jenem Wiechert mit dem ernsten Wissen um die Beziehungen von Mensch zu Mensch, der seinen heimgekehrten Michael der Majorin entgegnen läßt: „Helfen und Heilen verlangt v i e l von einem Menschen, nicht nur eine Hand, die man auf die fremde Stirn legt."

Es nimmt deshab nicht wunder, einen Zug starker, echter Frömmigkeit in allen Werken dieses Dichters zu verspüren, der von sich selbst bekennt: „Nichts hat mit solcher Kraft und Innigkeit in jenen Jahren an meiner Seele geformt und gebildet wie das Buch der Bücher." Bei aller Tiefe auch dieses, des religiösen Empfindens muß man es doch mehr ein praktisches Christentum nennen, das überall bei Wiechert hervortritt. Es verliert sich nicht in bloßen abstrakten Formulierungen und Forderungen, sondern es rührt zutiefst an jene menschlichen, sozialen Fragen, ohne deren Lösung ein Fortbestehen unseres Volkes, ja unserer Kultur nicht zu denken ist. Wen von uns zum Beispiel ginge es nichts an, Ernst Wiechert schon lange vor unserem letzten, unseligen Krieg bekennen zu hören: „Keiner von uns weiß, w i e er schuldig ist an allem, was geschieht"?

In besonderem Maße finden sich Fragen über Sinn und Erfüllung unseres Daseins in dem schon genannten „Das einfache Leben". Hier ist es so, als wende sich jener Kapitän von Orla an die vielen Heimatvertriebenen unter uns, die noch immer mit ihrem unverdienten Schicksal hadern: „Wer einmal die Phrase hinter sich gelassen hat, für den ist der Pflug oder das Ruder oder die Büchse oder der Spaten kein Ersatz, glaube ich, sondern d i e Wahrheit, eine einfache, unverdorbene und große Wahrheit. — Ich denke mir doch, daß ich mir dies verdient habe, hier zu sitzen und mein Leben in Ordnung zu bringen. Denn nur aus solcher Ordnung kann etwas ausstrahlen auf andere. — Ich muß nun von vorn anfangen, viele von uns. Ganz von vorn. Mit dem Neinsagen ist es nicht getan. Leben kann man nur, wenn man wenigstens einmal im Jahr ja sagen kann."

Einfache und doch große Wahrheiten, wie nur das wahrhaft Große schlicht und einfach zu begreifen ist. Sie heben Ernst Wiechert, der uns, seinen Landsleuten, so aus dem Herzen spricht, empor in die Schar jener Künder wahren Menschentums, jener Kämpfer für eine bessere Welt, deren unsere zerrissene Gegenwart so dringend bedarf. *Dr. R. Pawel*

Wo blieb deine Stimme?

Von Ernst Wiechert

Über das Fürchten war Johannes hinaus. Es war ihm nur schwer, an die Seinigen zu denken, wie die Nachricht sie nun erreichen würde. Sie würden niemals wissen, sie würden nur ahnen können. Und alle Ahnung würde von Grauen getränkt sein.

Vater Hermann erschien ihm wie ein Beispiel, das daß Schicksal vor ihm aufrichtete. Dieser Mensch hatte in seinem Leben niemandem etwas Böses zugefügt. Er hatte seine Fabrik geleitet, für die Seinigen und für seine Arbeiter gesorgt. Sein ganzes Wesen bestand aus reiner Güte. Sein Leben hatte 62 Jahre gedauert, sauber, fleißig und still. Nun lud man ihm Steine auf den Rücken, gab ihm eine Schaufel in die Hand und stieß ihn vor sich her. Er hatte unter „Freunden" geäußert, daß der Propagandaminister an seinen Volksempfängern wahrscheinlich eine Menge Geld verdiene, und einer dieser Freunde hatte ihn denunziert.

Er war hilflos wie ein Kind in einem Strudel. Seine Füße waren mit Blut und Blasen bedeckt, sein Gesicht mit Schrammen, und ein Posten hatte ihm die Karabinermündung auf die Brust gehalten. Georges und Josef schickten ihn zu den Sanitätern, und er bekam eine Schonungsfrist auf dem Holzhof, wo die beschäftigt wurden, die man sonst auf Bahren zur Arbeit hätte tragen müssen. Doch hatte er am nächsten Morgen Fieber. Am späten Nachmittag wurde eine Temperatur von 39,5 Grad bei ihm festgestellt, und abends sollte er in die Revierstube. Er hatte Lungenentzündung.

Doch an diesem Abend, noch bevor er hinüberging, berührte ihn schon der Tod. Beim Appell um vier Uhr fehlte ein Gefangener. Eine Stunde später zog wie üblich das ganze Lager aus, um ihn zu suchen. Die Hunde wurden losgemacht, und dem, der ihn fände, wurde eine Belohnung versprochen. Es war so, daß derjenige, der den Plan zur Flucht gefaßt hatte, am Nachmittag nicht von der Arbeit einrückte, sondern sich im Walde verbarg, um bei Nacht sich durch die Postenkette zu stehlen. Es war aussichtslos, aber es wurde immer wieder versucht.

Es war angeordnet worden, daß die Sirene ertönen würde, sobald man den Vermißten gefunden hätte, und daß darauf ein zweiter Appell stattfinden sollte.

Vater Hermann blieb auf dem Holzhof. Das Fieber verdunkelte seinen zerstörten Sinn, und er schlief ein. Der Gefangene wurde gefunden, im Wipfel einer Buche, und schon halbtot geschlagen, ehe er wieder im Lager war. Die Sirene heulte über den ganzen Wald, und als die Suchenden wieder versammelt waren, bekam der Unglückliche dreißig Stockschläge und wurde in den Verschlag gezwängt, in dem kurz vorher ein Schwein ins Lager gebracht worden war. Man stieß ihn mit Stiefelabsätzen hinein, bis er gekrümmt, auf Händen und Füßen, auf dem schmutzigen Boden des Verschlages kauerte. Dann nagelte man die Latten über ihm wieder zu und ließ ihn die ganze Nacht so auf dem Hof.

Der Appell fand von neuem statt, und wieder fehlte ein Mann. Es war Vater Hermann. Er hatte die Sirene nicht gehört und schlief auf dem Holzhof. Man fand ihn und schleppte ihn vor den Lagerführer. Er schwankte, und man sah, daß er schon auf dem dunklen Wege begriffen war. Der Bock stand noch da, und man schnallte ihn sofort fest. Er wurde ausgepeitscht, fünfzehn oder zwanzig Schläge, und es war Johannes, als spüre er das Zittern der Empörung und des Hasses durch das ganze Lager gehen. Er sah über den Arm des Galgen, über die Baumwipfel hinweg in die rötlichen Abendwolken. Verse fielen ihm zu, aus einer verstorbenen Vergangenheit, von einer feierlichen Melodie schreitend getragen: „O wie schön ist Deine Welt, Vater, wenn sie golden strahlet . . ."

Er zitterte, als empfinge er selbst die Schläge. Nein, kein Vater mehr hoch über Sternen und goldenen Wolken. Kein Vater, sondern das versteinerte Gesicht des Brudermörders Kain, der auf den Weltenthron gestiegen war, um den Rauch der Opfer einzuatmen.

Sie zwangen ihn, den schweren Bock fortzutragen. Der alte Mann brach zusammen, und sie stießen ihn vor sich her. Auf Händen und Füßen kroch er über die Erde, die schwere Last auf seinem geschändeten Körper. Es dämmerte schon, und aus der Ferne sah es aus wie ein ungefüges Kreuz, das ein Gemarterter zu seiner Richtstätte schleppte.

Deutsche Dichter hatten sich mit feurigem Pathos zur Wehr gesetzt, daß man dieses Reich den Rückfall ins Mittelalter nannte. Ach, er ging viel weiter zurück, eintausendfünfhundert Jahre zurück und noch weiter, bis zu den Zeiten, in denen man die Kreuze aufrichtete und die Schädelstätten baute. Einmal würden sie es alle wissen, auch die Dichter, was zu ihrer Zeit geschah, und auch sie würde man fragen, wo ihre Stimme gewesen sei, als der deutsche Mensch ans Kreuz geschlagen wurde.

Vater Hermann starb in der nächsten Nacht an seiner Lungenentzündung und seiner Schande, die doch nicht die seinige war. Er war gerade acht Tage im Lager gewesen.

Aus Ernst Wiecherts Erlebnisbuch „Der Totenwald", Rascher-Verlag, Zürich.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Wenn auch die Chrisianisierung des Preußenlandes verhältnismäßig rasch vorangegangen ist und die Neubekehrten sich, wenigstens äußerlich, zur aufgezwungenen Lehre bekannten, das religiöse Leben ist im Ordenslande eigentlich von Anfang an durch immer neu auftauchende Glaubensschwärmer und abenteuerliche Sektierer mehr oder minder erschüttert worden, da diese sich in dem noch nicht lange christlich gewordenen Lande ein reiches Betätigungsfeld erhofften. Teils haben sie es gefunden und oftmals auch die höchsten Ordensgebieter und andere einflußreiche Persönlichkeiten zu ihren Anhängern zählen können.

So fanden beispielsweise die Flagellanten, auch Geißelbrüder genannt, auf ihren periodischen Zügen durch ganz Europa schon früh den Weg auch ins Preußenland. Ihr Ordensabzeichen war übrigens ein weißer Mantel mit blutrotem Kreuz. Bußlieder singend und ihren nackten Oberkörper bis aufs Blut geißelnd, so wankten lange Prozessionen ausgemergelter Gestalten durch Preußens Städte und Dörfer und verkündeten der entsetzten Bevölkerung Seuchen und Tod, wenn sie sich nicht bekehre. Im Grunde genommen sind es harmlose Fanatiker gewesen im Gegensatz zu manchen anderen, irregeleitete Gottsucher, die in fanatischer Selbstgeißelung ihr Seelenheil zu finden glaubten. Wie sie gekommen, so sind sie jedesmal wieder lautlos verschwunden: ein schauriger Spuk. Zum letzten Male hat man sie Anno 1445 in Preußen gesehen.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts, so berichtet der Chronist Hartknoch, lebten in Kaczorek und anderen Dörfern unweit Thorn die aus den Niederlanden zugewanderten Beghinen, auch Lollarden genannt, über deren Wirken weiter nichts bekannt ist, als daß der Laßlauer Bischof Gerwardus (gestorben 1323) sie als Irrgläubige hat ausrotten lassen.

In großen Scharen suchten 1324 die „Weißen Brüder", die als äußeres Zeichen ihrer Vereinigung einen weißen Mantel mit grünem Kreuz trugen, das Ordensland heim. Sie gaben vor, durch göttliche Offenbarung zur Befreiung des Heiligen Landes berufen zu sein und erbettelten sich zu diesem Zweck Geld. Angeblich auf Empfehlung deutscher Fürsten wandten sie sich dieserhalb auch an den Hochmeister Werber von Orseln, der aber ihre betrügerischen Machenschaften durchschaute und sie aus dem Lande verjagen ließ.

Anfang des 13. Jahrhunderts hatte sich in Südfrankreich eine religiöse Sekte gebildet, die gegen weltliche Machtentfaltung und Gepränge der Kirche eiferte. Man nannte sie nach der Stadt Albi, dem Zentrum der Bewegung, Albigenser, in Deutschland Waldenser. Die Sekte war so zahlreich, daß Papst Innocenz III. sie erst in langjährigen Kriegen, den sogenannten Albigonserkriegen (1209—1229) vernichten konnte. Aber es gab immer noch heimliche Anhänger in Frankreich, und einer von ihnen, der Mathematiker und Arzt Dr. Leander floh 1387 nach Preußen und fand hier Asyl. Bald gelang es ihm, den damaligen Großkomtur Konrad von Wallenrodt (1390 Hochmeister) für seine Sache zu gewinnen. Viele Ordensritter und namhafte Persönlichkeiten folgten dem Beispiel. Ja, man sprach sogar davon, daß Heinrich von Plauen ebenfalls ein heimlicher Albigenser sei. Als auch Städte zu den Albigensern übergingen, erhob der Klerus ein großes Geschrei im Lande.

Dr. Leander forderte nun die Geistlichkeit zum Disput auf, und zwar sollte der Verlierer den Scheiterhaufen besteigen. Das war sehr kühn gesprochen. Jedenfalls nahmen die Mönche von Marienwerder den Fehdehandschuh auf und Leander begab sich dorthin. Aber kurz vor der Stadt ist er in einer Lehmkuhle bei der Ziegelscheune ertrunken. Ihres Führers beraubt, wurde die Albigenser-Sekte von den preußischen Bischöfen durch Synodalbeschluß in Acht und Bann getan und der Verfolgung ausgeliefert. Wie die Chronik berichtet, soll man sogar längst verstorbene Albigeser ausgegraben und ihre Leichen auf die Felder geworfen haben.

Um 1412 zogen die Wiclifitten, so benannt nach dem englischen Reformator John Wicliff, durchs Land. Ihnen folgten die Hussitten. Einer der namhaftesten Führer, der wilde Jan Ziska von Trocnow, hatte in der Schlacht bei Tannenberg am 14. Juli 1410 die in litauischem Solde stehenden böhmischen Hilfstruppen befehligt.

Alles, was in Preußen bisher Albigenser gewesen war, lief nun zu den Hussitten über. Darunter auch viele vom Adel, z. B. Graf Wilhelm von Katzenellenbogen. Der prominenteste Anhänger der Hussittenlehre aber war kein geringerer als — Hochmeister Heinrich von Plauen. Er selbst gab es zu, daß der Klerus ihn einen Hussittenketzer nenne. Hieraus lassen sich vielleicht manche Charakterzüge des unglücklichen Ordensfürsten erklären, der seit Jahrhunderten zu den umstrittensten Persönlichkeiten der Ordensgeschichte zählt.

Als nach der Gefangennahme Plauens sein erbittertster Gegner Michael Küchmeister von Sternberg 1414 Hochmeister wurde, verloren die Hussitten jegliche Unterstützung und wurden von nun an verfolgt. Aber ihre Zahl nahm trotzdem zu. Im gleichen Jahre 1414 bekannte sich der Danziger Pfarrer Günter Tilman öffentlich als Hussit und gewann viele Anhänger, darunter auch den Bürgermeister Gert von der Beck und den Danziger Hauskomtur Rudolf von Eilenstein. Mit Ausnahme der Dominikaner liefen auch die Danziger Mönche über. In den Kirchen wurde öffentlich nach der Hussittenlehre gepredigt. Das alles nahm in Danzig ein jähes Ende, als Pfarrer Tilman, der Bürgermeister und der Hauskomtur fast gleichzeitig eines plötzlichen Todes starben. Das Volk sprach davon, daß sie vergiftet worden seien.

Die Beschöfe forderten jetzt strengste Bestrafung aller Hussitten. Um gegen sie Anklagematerial zu gewinnen, befahl der Hochmeister, Familien- und Ortschroniken heimlich aufzukaufen, da diese nach damaligen Brauch alle wichtigen Eintragungen enthielten. Aber man merkte, was dahintersteckte, und verbarg die Chroniken oder ließ sie einmauern. Zu größeren Prozessen kam es deshalb nicht mehr, weil keine Beweise da waren. 1423 gab es aber in Königsberg noch eine ganze Anzahl Hussitten, und Thorn hatte noch 1431 einen Hussittenprediger, den Dr. Andreas Pfaffendorf. Die Lehre des Johannes Hus, der 1415 auf dem Scheiterhaufen geendet hatte, war in Preußen nicht mehr auszurotten. Erst durch die Reformation in Preußen hundert Jahre später hat sich diese Glaubensgemeinschaft von selbst aufgelöst.

Während der Regierungszeit des Hochmeisters Paul von Nußdorf, der in chaotischen Zeiten sein Amt ausüben mußte, tauchten 18 Brüder des Tauleristenordens in Preußen auf. Der Begründer ist Johannes Tauler gewesen. Als Niederlassung erbaten sie sich vom Hochmeister das Vorwerk Grünhof und vier Bauerndörfer im Kirchspiel Pobethen, was ihnen aber der sonst gutherzige Hochmeister verweigert hat.

Anfang 1500, so schreibt der Chronist, „zogen Handwerker und andere müssige Leut unter einem welschen Pfaffen" durchs Land Preußen. Das Volk nannte sie die „Weißen Knüttelbrüder", da sie mit weißen Kleidern angetan waren und hölzerne Knüttelkreuze in den Händen hielten. Sie hatten sich von Holland aus aufgemacht, den Menschen das Evangelium zu bringen und zogen gen Sonnenaufgang. Die Knüttelbrüder waren von sanftmütiger Wesensart, gingen sommers und winters barfuß und nährten sich von rohem Obst und Feldfrüchten. Fleisch und Fisch ist ihnen ein Greuel gewesen. Es waren also reine Vegetarier, aber damals kannte man diesen Begriff noch nicht. Jedenfalls sind sie auch nach Königsberg gekommen, wo man sie freundlich aufnahm. Von hier ist die Schar dann weiter durch den „Graudenwald" (die Wildnis) auf Tilsit gezogen und über den Memelstrom nach Litauen gepilgert. Später hat man dann vernommen, daß fast alle erschlagen worden sind. Das war das tragische Ende dieser stillen Kreuzzügler.

(Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Die gemeinsame Braut

Von Fritz Kudnig

Es wird unwahrscheinlich klingen, doch es war eine Tatsache, daß ich während meiner Schulferien, die ich immer bei meinem Großvater in Deutschendorf verbrachte, mit dem jüngsten der beiden Söhne des dortigen Kantors eine gemeinsame Braut besaß. Unzweideutiger läßt es sich vielleicht so ausdrücken: Heinrich Naht, blond, blauäugig und mit einem bezaubernden Lächeln begabt, war mein gefährlicher Nebenbuhler in meiner Ferienliebe.

Vorher hatte ich einmal bereits eine Braut ganz für mich allein gehabt. Das war in Braunsberg. Und ich mag damals neun oder zehn Jahre alt gewesen sein. Ich entsinne mich deutlich, wie ich eines Tages, von mächtiger Leidenschaft getrieben, so schnell mit meiner Büchertasche auf dem Buckel hinter meiner Braut herlief und mir der Schwamm meiner Schiefertafel dabei ins Gesicht schlug. — Weil Vaters Einkommen mehr als bescheiden war, ging ich damals immer in schweren, scheußlich klappernden Klotzkorken zur Schule, da meine Lederschuhe nur an Sonn- und Feiertagen getragen werden durften.

Meine Braut aber trug schöne, leichte Schnürschuhe und war natürlich schon deshalb sehr flink auf den Beinen. Dies allein erklärt bereits, weshalb ich stets hinter ihr her laufen mußte. Der tiefere Grund für diesen Wettlauf mit meinem Glück lag aber wohl nicht so sehr in jenen Schnürschuhen. Er lag in der Tatsache, daß meine Angebetete mindestens doppelt so lang wie ich selber war. Heute würde ich eine ähnliche Dame kaltschnäuzig eine fürchterliche Bohnenstange nennen. Damals dachte ich anders darüber. Ich sah bewundernd zu ihrer Größe auf! Im übrigen ist die so Bewunderte auch mindestens doppelt so alt wie ich gewesen. Denn sie war, wie ich auf Umwegen erfuhr, wohlbestallte Angestellte einer Zigarettenfabrik.

Gesehen habe ich meine Braut insgesamt vielleicht sechs Mal, gesprochen nie. Schon beim dritten Male endete meine Liebe auf eine ebenso merkwürdige wie tragische Art. Als ich eines Tages auf dem Weg zur Schule eifrig hinter meiner eilfüßigen Geliebten herlief, kippte ich — da Liebe bekanntlich blind macht — bei einem Fehltritt jählings aus meinen Holzpantinen in den regenwassergefüllten Rinnstein. Daß meine Braut, als sie mich dort schwimmen sah, in ein grausames Gelächter ausbrach, in das auch einige schnoddernasige Schuljungen laut johlend einstimmten, mag menschlich verständlich sein. Mir erschien es geradezu unmenschlich. Meine Geliebte war gerichtet. Nie mehr habe ich sie eines Blickes gewürdigt. —

Doch nun muß ich wohl endlich von unserer gemeinsamen Braut in Deutschendorf ezählen. Sie eschien mir trotz der überaus zahlreichen Sommersprossen, die ihr Gesicht bedeckten, als eine Göttin, obwohl sie bei weitem nicht so lang war wie meine Braunsbergerin. Schon ihre Nase war ein Zierstück ersten Ranges. Sie war, wenn ich sie heute rückerinnernd betrachte, eine wahrhaft klassische Nase. Unsere eigenen Gesichtserker, besonders meine kleine Stubsnase mit den im Verhältnis dazu beängstigend großen Nasenlöchern, konnten sich daneben glatt verstecken.

Auch der Gang unserer Braut war feenhaft. Wie auf Draht ging unsere Braut. Selbst mein Großvater war hell begeistert und drückte diese Begeisterung sehr bildhaft durch die Worte aus: „Das federt man alles so an ihr!" Ja, es federte tatsächlich alles. „So sollst du auch mal endlich gehe lerne!" fuhr Großche in seinem trauten Deutschendorfer Dialekt mahnend fort. „Nich ömmer mit de Fiss nach inne, wie de Leit auf Gumbinne!"

Ach ja, meine Füße! Die waren immer schon der Grund für meine schlaflosen Nächte und für meines Vaters größte Kummerfalte gewesen. Nicht nur, weil sie dauernd in feuchten oder mindestens säuisch besudelten Stiefeln staken, sondern eben auch deshalb, weil sie mit der Spitze immer in die falsche Windrichtung zeigten.

Wie oft schon hatte mein Vater zu mir gesagt: „Mit den Quadratlatschen wirst du im Leben keine Frau kriegen, du Krummstiebel!" Sicher würde er recht behalten haben, wenn ich mir mit Vaters energischer Unterstützung nicht rechtzeitig vor meiner Heirat ein Paar anständige Füße angeschafft hätte. Sein Kommando: „Füße nach außen, Bengel!" das sich auf jedem unserer Spaziergänge in kurzen Zwischenräumen wiederholte und die Blicke aller Spaziergänger auf mich Krummbein lenkte, hat Wunder gewirkt. Tadellos ausgerichtet, sind meine Füße heute ein Paar Staatsstücke geworden. Die seit längerer Zeit leider durch ein paar Frostbeulen verunziert sind.

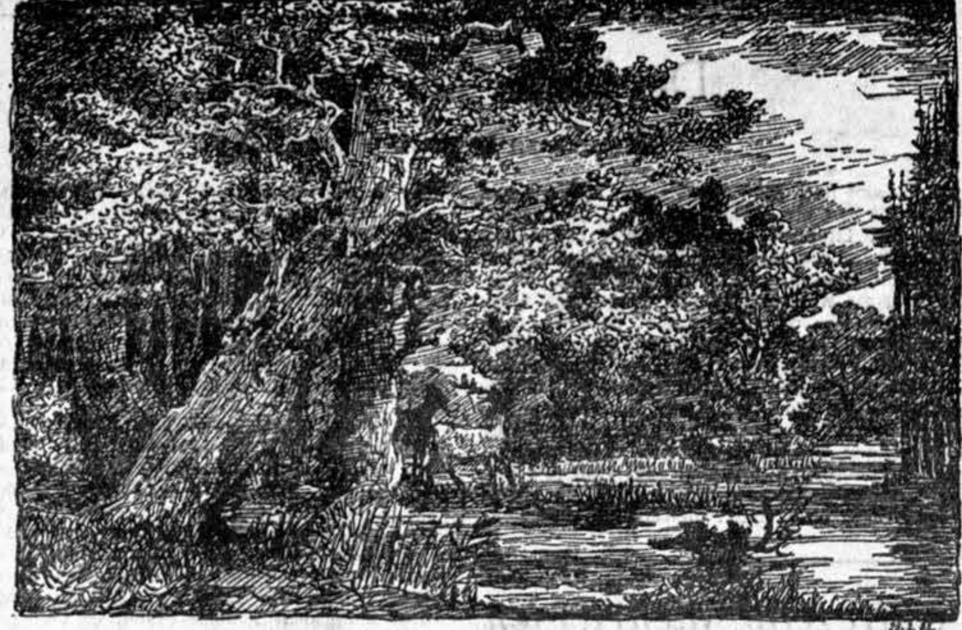
Doch, mein Himmel, ich bin ja ganz von unserer gemeinsamen Braut abgekommen. Also zurück zu unserer Herzenskönigin! Neben prachtvoll ausgerichteten Gehwerkzeugen hatte unsere Braut auch ein Paar ganz wundervoller, tief braungoldener Augen. „Wie ein Rehchen im Walde!" äußerte Großche in begreiflicher Bewunderung. Wie hätten wir selber mit unsern nur blaugrauen neben diesen braungoldenen Rehaugen bestehen sollen?! Und nun erst ihr Haar. Es war ein duftiges, dunkelgoldfarbenes Lockengebilde, das unsere Angebetete wie eine goldene Krone schmückte. Unser eigenes Haar war das Gegenteil. Es war, seitdem die Liebe in uns rumorte, zwar sehr sorgfältig gescheitelt und mit unserer Spucke oder mit Großches Bartpomade gewichts; doch es lag wie angeklatscht auf unseren Häuptern; wenigstens am Morgen, bevor wir unsern unruhigen Tageslauf begonnen hatten. Wenn unsere Schöne an Großches Hof vorüberkam, dann war mir, als ginge plötzlich in meiner nächsten Nähe eine Sonne auf, deren mächtige Strahlung sich besonders an meinem puterrot anlaufenden Kopfe bemerkbar machte. Auch meine Hemdenbrust strahlte plötzlich eine schier unerträgliche Hitze aus, wenn ich, die Nase krampfhaft an die Fensterscheibe gedrückt, dastand, um den jungfräulichen Engel da draußen möglichst lange im Auge zu behalten. Und irgendetwas bubberte mir dabei inwendig gewaltig und fast schmerzhaft gegen die Rippen. Selbst wenn Großche mir in solchen Augenblicken der Ekstase, um mich abzulenken, ein Bommche anbot, oder wenn er mir mahnend zurief: „ Na, nu werd mir doch man nich ganz narrsch, du Grinschnabel!", wurde mir nicht wesentlich kühler unter der Weste.

Ging der Engel, nachdem ich ihn endlich auch persönlich kennen gelernt hatte, mit mir spazieren, so fingen Gras und Blumen, Sonne, Mond und Sterne, ja, selbst die Kühe auf den Feldern an zu singen. Wenn dies — besonders bezüglich der Kühe — auch nicht ganz wörtlich zu nehmen ist, ich muß doch sagen, daß die ganze Welt mir in solchen Augenblicken wie ein einziger Lobgesang erschien. Und der Text dieses Weltgesanges hatte immer nur drei Worte: „Gretel Meine Gretel" So hieß nämlich die Spazierende neben mir.

Einmal habe ich mit ihr sogar getanzt. Jedenfalls machte ich einen krampfhaften Versuch dazu. Es war auf einem Kinderfest, bei dem die Dorfkapelle einen grausigen Lärm verursachte, der Musik sein sollte, wie das Programm besagte. Minutenlang war ich trotz des furchtbaren Spektakels überselig mit meiner Angebeteten im Arm. Sie selber war wesentlich zurückhaltender in der Äußerung ihrer Begeisterung. Doch plötzlich, mitten im schönsten Wiener Walzer, gefror mir bei aller Hitze in meiner Brrust plötzlich das Herz im Leibe, als sie mich — sie war nämlich eine echte Berlinerin — unwirsch anfuhr: „Mensch, trample mir doch jefällichst nich immer uff de neuen Lackschuhe rum!"

Ich errötete bis in meine plumpen Beine hinein und bat die kesse Dame um Entschuldigung. Sobald ich aber zu Hause in Großches Zimmer war, begann ich, mit Feuereifer tanzen zu lernen; und zwar mit einem von Großches Küchenschemeln, den ich krampfhaft an die Brust gedrückt hielt, während ich mich nach einer inneren Melodie im Kreise bewegte. Es störte mich nicht, daß Großche drohte, er würde den Schandar, den Dorfgendarm, holen; denn Verrückte gehörten ins Spritzenhaus. Bald mußte ich selbst einsehen, daß der Tanzbär, der manchmal von einem Zigeuner geführt, zu uns ins Dorf kam, die schwere Kunst des Tanzens besser beherrschte als ich.

Das war mir um so mehr ein schmerzender Stich in die Brust weil unsere Braut mit eines Tages bereits herzlos zu verstehen gegeben hatte, daß mein Nebenbuhler, der blauäugige Sohn des Kantors, fantastisch gut tanzen könnte für sein Alter. Immerhin ist mir ein süßer Trost geblieben: unsere Braut hat keinen von uns beiden, sondern einen lachenden Dritten heimgeführt.



Masurische Landschaft / Federzeichnung von Ernst Wichert

Iß man, mein Tierchen

Erzählung von Rudolf Naujok

Es gibt so viele wahre Geschichten, daß man sie alle gar nicht aufschreiben kann, aber diese sollte doch der Vergessenheit entrissen werden.

Es handelt sich um einen Mann, dem man in dem großen Kirchdorf den fast ehrenvollen Namen „Hundevater" beigelegt hatte, natürlich nicht ohne Grund, wie wir sehen werden. Er war ein einfacher und in vieler Beziehung origineller Mann, sehr gemütvoll, vielleicht ein bißchen schrullig. Sein Herz trug er allzu sehr auf der Zunge, was in jedem Fall unmodern ist. Da er aus Ostpreußen stammte, erregte er an und für sich schon durch seine breite und freundliche Mundart, die sich väterlich an alles Lebendige wandte, einiges Aufsehen in dem fremden Ort.

Er lebte ziemlich zurückgezogen als Untermieter bei einer älteren Frau, der er auch in der Wirtschaft half, und beschäftigte sich tagsüber damit, alte und störrisch gewordene Rundfunkapparate wieder zum Klingen zu bringen. Das gelang ihm so gut, daß die Leute ihren alten Kasten nach der Reparatur gar nicht wiedererkannten.

Ob er früher einmal Frau und Kinder gehabt haben mochte oder sonst welche Angehörigen, das war ihm weder anzusehen, noch aus ihm herauszubekommen, denn wenn er nicht reden wollte, konnte er auch gut schweigen und seinen ostpreußischen Dickschädel herausstellen. Offenbar hatte irgendeine Enttäuschung ihn einsam gemacht.

Davon wollen wir aber gar nicht sprechen, sondern eben von seiner Tierliebe. Er muß wohl in Ostpreußen viele Tiere besessen haben, und aus einigen Bemerkungen war zu entnehmen, daß der schwerste Augenblick der Flucht wohl der gewesen war, als er alle seine geliebten Tiere allein lassen mußte.

Nun lebte in diesem hessischen Dorf am Knüllgebirge, in das ihn die große Flutwelle der Vertreibung verschlagen hatte, eine etwas tolle Hunderasse, ausnahmslos alles struppige, bäuerliche Schäferhunde. Die älteren Leute erzählten, ein Bauer habe im ersten Weltkrieg einen halbwegs gezähmten Wolf aus Rußland mitgebracht, als er auf Urlaub kam, und dieser Wolf sei der Stammvater aller dieser scharfen Hausbeschützer geworden.

Ob das nun wahr oder gut erfunden war, jedenfalls trugen die Kinder viele Narben von Hundebissen an den Waden. Die Reisenden hatten in diesem Dorf manche zerfledderte Hose zu beklagen und verschanzten sich mehr als einmal hinter der chromfunkelnden Karrosserie ihrer Wagen, wovor die Hunde gar keine Ehrfurcht hatten, und die Bauern von Tag zu Tag weniger. Es gab genug Streit und sogar Prozesse wegen der bissigen Tiere.

Daß die Hundeschar, wenn in ihr das Wolfsblut erwachte, eine Schafherde überfiel und unter dem Federvieh eine blutige Hetze veranstaltete, gehörte zu den Dingen, die man achselzuckend hinnahm. Auch die Tatsache, daß der Förster fast jeden Monat einen beim Wildern am Waldrand erlegte, wobei der Bauer, dem das Tier gehörte, dann eine Weile schimpfte, bis er schließlich einsah, daß alles seine Ordnung haben mußte.

So war es gewesen, als der fremde Mann in das Dorf kam und gleich bei dem ersten Versuch, einen Hund zu streicheln, einen tiefen Biß in der rechten Hand davontrug. Er ließ sich dadurch aber in seiner Freundschaft zu den Tieren nicht stören. Neben seiner kleinen Werkstatt befand sich eine Metzgerei, in der manches an Wurstschippelchen und anderem noch brauchbarem Abfall leicht zu haben war. So zog er mit einer Tüte durch das Dorf und warf diesem Köter einen Wurstrest, jenem einen Knochen zu, ohne der fletschenden Zähne und des dumpfen Knurrens weiter zu achten.

Das muß sich unter den Hunden herumgesprochen haben, denn bald empfingen sie ihn mit einem zaghaften Schwanzwedeln, das sich aber mehr und mehr zu unübersehbarer Zuneigung steigerte. Diese wilde Gesellschaft war auf Liebe offenbar so gut angelegt wie auf Haß, nur hatte bisher niemand diese Seite ihres Wesens angesprochen.

Er lockte die Hunde mit dem freundlichen Ruf: „Iß man, mein Tierchen!" Das war ausgesprochen ostpreußisch, aber die Hunde, die sonst nur das hessische Platt kannten, verstanden es offenbar. Es sei hier hervorgehoben, daß er nicht „Friß!", sondern „Iß!" sagte, was zweifellos auf seine brüderliche innere Einstellung zu den Tieren hinwies.

Die Kinder im Dorf verspotteten ihn zwar mit der freundlichen Nachäffung: „Iß man, mein Tierchen!" Das hinderte sie aber nicht, wenn ein Hund sie drohend bedrängte, ihm zuzurufen: „Iß man!" obwohl gar nichts da war, was im Augenblick verzehrt werden konnte. Aber das Wunder geschah. Die Tiere hatten sich an diese Vokabel, verbunden mit dem gemütlichen und beruhigenden Tonfall so gewöhnt, daß sie augenblicks mit dem Angriff aufhörten und dafür mit dem Schwanz einige freundliche Bewegungen der Kontaktnahme vollführten.

Wenn der Alte durch das Dorf zog, begleiteten ihn als Ehreneskorte immer einige Wolfshunde, und manche versammelten sich in der Nacht auch vor seinem Fenster, als hätten sie in einer bestimmten verabredeten Reihenfolge seinen Schutz übernommen. Das alles erregte natürlich Aufsehen und trug dem seltsamen Mann auch die Freundschaft der Dorfbewohner ein. Er wurde jedenfalls eine dorfbekannte Persönlichkeit, und die nahe Kreiszeitung hatte sogar schon einmal eine Reportage über ihn gebracht mit einem Foto, auf dem er einem Schäferhund freundlich eine Wurstecke zureicht. Unter dem Bild stand „Iß man, mein Tierchen!" und das vergnügte jung und alt in dem Dorf.

Einige Leute wollten ihn sogar bei der Wahl zum Dorfparlament aufstellen, weil er immerhin eine Berühmtheit war und alle ihn kannten. Sie sagten sich, daß einer, der die scharfen Hunde zum Frieden brachte, vielleicht auch im Reich der Menschen, in dem es Streit genug gab, etwas ausrichten konnte. Er lehnte jedoch ab und meinte, daß die Leute angesichts des Wirtschaftswunders mit Wurstzipfeln nicht zu befriedigen seien und ging dann läkelnd weiter, die Hunde zu füttern oder neue Töne aus erstorbenen Rundfunkapparaten zu locken,

Laßt euch nicht beirren von Übergangen.
Rilke

*

Die zur Wahrheit wandern, wandern allein.
Morgenstern

*

Unergründlich ist nur die Dummheit.
Paul Ernst

*

Es gibt auch im Meere des Lebens keine ewigen Felsen.
Ricarda Huch

*

Die Menschen halten bloß das für wirklich, was sie verkaufen können.
Mevrink

Wahre ostpreußische Künstleranekdoten

Zusammengestellt und berichtet von Wolfgang Glantz

Der ostpreußische Schauspieler Paul Wegener, der in der „braunen Zeit" dem Reichskultusminister verdächtig war und einmal dessen Einladung unbeantwortet abschlug und statt dessen in einem Lokal altem Wein zusprach, dieser Paul Wegener wurde damals von dem Generalintendanten Gustav Gründgens gefragt, welche Rolle er sich zu seinem 70. Geburtstag (1944) wünschte. „Den Nathan", sagte Wegener. „Da müssen Sie noch etwas warten", sagte Gründgens mephistophelisch zu dem mit unergründlichem Lächeln dastehenden Wegener.

*

„Es ist der Weg des Todes, den wir treten, mit jedem Schritt wird meine Seele stiller", sprach Adalbert Matkowsky, den Fontane als „Gewittersturm und Nachtigallenschlag" bezeichnete, in der Rolle des Orest in Goethes „Iphigenie". Am gleichen Abend verließ er, gestützt auf die Schulter eines hilfreichen Kollegen, die Bühne für immer.

*

Der westpreußische Dichter Max Halbe mußte es sich gefallen lassen, daß ein „moralischer" Zensor aus seinem Drama „Jugend" folgende Stelle strich:

Hans: Ich könnte dich gleich totküssen!

Ännchen: Und ich dich aufessen!

Hans: Weißt du, Ännchen, was ich heute gedacht hab, als du da draußen vor meiner Tür standest zum Wecken? Ich hab gedacht, das wär' schön, wenn du reinkämst!

Da Anekdoten nicht heiteren Charakter haben müssen, wie schon Heinrich von Kleist erkannte, sondern nur den Anspruch darauf, daß etwas so war oder so gewesen sein kann — deshalb sei auch diese erwähnt:

Es wird berichtet, daß Agnes Miegel ihre „Mär vom Ritter Manuel", die von der Literaturkritik immer wieder als die größte Ballade in deutscher Sprache bezeichnet wird, in einer Nacht nach plötzlichem Aufwachen in halbwachem Zustand geschrieben oder zumindest skizziert habe. Bei dieser Ballade, die aus archaischen Traumbildern genährt ist und wo sich verschiedene Wirklichkeiten überschneiden, ist das durchaus einleuchtend. Über den neckischen Schluß der Ballade schreibt der Dichter-Kollege Börries von Münchhausen, daß die Dichterin Schauder vor der eigenen gewaltigen Vision ergriffen haben mögen, weshalb sie einen Schluß hinzufügte, der wie eine neckische Locke im Antlitz einer dämonischen antiken Gottheit wirke.

*

Auf einer Tagung auf dem Lippoldsberg improvisierte der geistvolle Rudolf Alexander Schröder Verse und Sentenzen auf die anwesenden Gäste. Paul Fechter erhielt eine Strophe aus Goethes „West-Östlichem Divan", worin Schröder nur das Wort „Kämpfer" in „Fechter" umgewandelt hatte: „Nicht so vieles Federlesen /, laßt mich immer nur herein /, denn ich bin ein Mensch gewesen / und das heißt: ein Fechter sein."

„Der Bäcker Jan Marhoul"

Roman von Vladislav Vancura

Als sich nach 1945 die Grenzen öffneten, um uns mit den bis dahin verbotenen Erscheinungen der Literatur anderer Völker bekanntzumachen, wurde dies von allen Bücherfreunden begrüßt. Sicherlich ist nicht immer alles höchstrangig zu werten, was uns dargeboten wird, aber das Entscheidende bleibt doch der aufgenommene Kontakt zur lebendigen Weltliteratur, den Goethe schon für so außerordentlich wichtig hielt, als er diesen Begriff prägte. Der hermetische Abschluß gegen die Welt mußte auch in der Literatur zur Inzucht und damit zur armseligen Stagnation führen. Leider brachten es die politischen Zeitläufe nach 1945 mit sich, daß die Kontakte zu den Literaturen der anderen Völker nicht immer gleichmäßig aufgenommen werden konnten. So haben wir zu unserem Bedauern nur vergleichsweise geringe Beziehungen zu unseren östlichen Nachbarn, vor allem zu den kleineren slawischen Nationen, obwohl dort eine lebendige Literatur wirksam ist, die zeitlose Gültigkeit besitzt und deren Reiz besonders darin besteht, daß in ihr bei allem Engagement und bei Verwendung moderner Ausdrucksmittel die Verbundenheit mit folkloristischen Elementen unverkennbar ist.

Das bestätigte sich auch beim Lesen des Romans „Der Bäcker Jan Marhoul" von Vladislav Vancura, einem tschechischen Autor dieses Jahrhunderts. Sein Werk weist alle Elemente des Folkloristischen auf, sie geben ihm die Farbe und den Klang des Ursprünglichen und Jungen, des Reinen und Gültigen. Dabei ist die Herkunft aus dem Expressionistischen unverkennbar, und das Herz des Dichters gehört offenkundig dem kleinen Mann, er engagiert sich also. Doch die Ursprünglichkeit, die der Dichter aus dem Volkhaften — dies eindeutig im positiven Sinne gemeint — herbeizieht, bewahrt ihn vor Zynismus, Haß und glatter Kälte. Unversehens steht daher vor uns das Epos des kleinen Mannes, dargestellt in den Leidensstationen des Bäckers Jan Marhoul, eines beliebigen kleinen Mannes aus dem tschechischen Volke. Jan Marchoul ist beileibe kein Held, er ist ein arbeitsamer, seinem Berufe verpflichtender, dabei trinkfroher, redseliger und dem Dasein fröhlich zugewandter Mann, ein Familienvater, der mit seiner Frau Josefina und seinem Sohn Josef heiter und unbeschwert dahin lebt. Wenn sich auch Wolken am Firmament zusammenziehen, die Sonne wird wieder scheinen, nach diesem Motto lebt er zufrieden sein Leben. Selbstverständlich, daß er, der nichts vom Bösen weiß und allen Menschen zugetan ist, der allen in Not geratenen hilft und dabei nicht viel danach fragt, ob man ihn schändlich ausnutze, trotz aller Warnungen seiner Freunde in Bankrott gerät und seine Bäckerei aufgeben muß. Damit beginnen seine Leidensstationen. Immer wieder ausgenutzt und ausgebeutet, auf der Wanderung zu sich selbst und zu einer gesicherten Existenz, scheitern alle seine Versuche, erneut Inhaber einer geachteten Bäckerei zu werden. Er ist weder raffiniert noch kaltherzig genug, um erfolgreich zu sein. Erschütternd, wenn er, der Brotbäcker, der den Sinn seines Berufes darin erfüllt sieht, die Menschen mit Nahrung zu versorgen, seinem Sohn diesen Beruf verwehrt, weil aus ihm ein „Herr" werden soll. Das Buch schließt folgerichtig mit dem Tode Jan Marhouls nach langer Krankheit.

Ein schlichtes Thema? Gewiß, und eine schlichte, einfache Persönlichkeit, die uns der Dichter aufzeigt. Aber wie er dieses großartige Epos des kleinen Mannes gestaltet hat, wie er das Leben eines reinen Toren zum Gleichnis unser aller Leben zu erheben vermag, ist das Bemerkenswerte an seiner Dichtung.

Ein dichterisch starkes Buch, in dem sich Personen voller Saft und Kraft bewegen. Da sind die Freunde, der Jude Rudda, der Selterswasserhändler, und Deyl, der Straßenkehrer; da sind seine Gegner, der Verwalter und der Müller. Und da sind eine Reihe von Personen, denen Jan auf seiner Lebenswanderung begegnet. Sie alle verkörpern das Gute und das Böse, aber auch das Gute und das Böse im Menschen. Und sie sind randvoll mit Leben erfüllt.

Dem Verlag muß man danken für die Veröffentlichung dieses Buches. Ein außerordentlich instruktives Nachwort des in Prag geborenen Willy Haas, der der Generation des Dichters Vancura entstammt, informiert eingehend über Verhältnisse und Ereignisse, Zeitläufte und Personen, die auf die Formung dieser Dichtung Einfluß hatten. Man erfährt aus diesem Nachwort, daß Vancura, der 1891 geboren wurde, dieses Werk 1924 veröffentlichte, und daß er zu dieser Zeit als der Meister einer neuen surrealistischen revolutionären Prosa galt; weiter, daß er ein erfolgreiches Leben als Erzähler, Dramatiker, Filmautor und Regisseur führte; und endlich, daß er, als Mitkämpfer einer geheimen Widerstandsgruppe, 1942 das Opfer der nationalsozialistischen Gestapo wurde. „Damit hatte man", sagt Haas in seinem Nachwort, „den Tschechen ihren vielleicht größten lebenden Dichter genommen." Man stimmt ihm zu, wenn man die Dichtung gelesen hat.

Fe.

Vladislav Vancura: DER BÄCKER JAN MARHOUL, Roman. Deutsch von Peter Pont. Mit einem Nachwort von Willy Haas. Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart. 212 Seiten, Ganzln. DM 12,80.

Kulturelle Nachrichten

Professor Lahrs — 80 Jahre

Am 11. Juli beging Professor Friedrich Lahrs in Stuttgart seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar war lange Jahre Regierungsbaumeister in Königsberg und Lehrer an der dortigen Kunstakademie. Er schuf den Neubau der Akademie in der Werderstraße, das Grabmal Immanuel Kants an der alten Universität und neben zahlreichen sonstigen Bauwerken eine Reihe ländlicher Kirchenbauten.

Goldene Medaille für Charlotte Keyser

Der memelländischen Dichterin Charlotte Keyser, die seit der Vertreibung aus ihrer ostdeutschen Heimat in Oldenburg lebt, wurde in einer gemeinsamen Veranstaltung der Landsmannschaft Ostpreußen und der Stadt Oldenburg die goldene Medaille der Stadt Oldenburg verliehen.

Münchner Preis für Walther Kiaulehn

Der aus Ostpreußen stammende Schriftsteller und Essayist Walther Kiaulehn, München, der kürzlich 60 Jahre alt wurde, erhielt den Förderungspreis des Münchner Kulturpreises für Literatur. Er hat heitere Betrachtungen geschrieben, war als Journalist, Theater- und Filmschauspieler tätig.

Neuerscheinungen

die unserer Redaktion vorliegen,

Richard W. Eichler: KÖNNER - KÜNSTLER - SCHARLATANE. 308 Seiten, 126 Abbildungen, davon 29 Farbtafeln und 3 Karten. J. F. Lehmanns Verlag, München. Ganzln. DM 26,—.

Der Verfasser versucht eine kritische Auseinandersetzung über Wert und Unwert der ‚modernen Kunst'. Eine sicherlich von großem Ernst und innerster Überzeugung getragene und dargebotene Meinung zu diesem strittigen Thema, der man jedoch nicht mehr als eine rein subjektive Betrachtungsweise unterstellen sollte. Als solche ein wertvoller Diskussionsbeitrag.

ZEITTAFEL der Vorgeschichte und des Ablaufs der Vertreibung sowie der Unterbringung und Eingliederung der Vertriebenen und Bibliographie zum Vertriebenenproblem. Hrgg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, Bonn. 310 Seiten, Ganzln.

Teil 1 auf rund 210 Seiten eine Zeittafel 1938—1958 über die Vertreibung nebst Vorgeschichte und die Eingliederung der Vertriebenen; Teil 2 auf knapp 100 Seiten eine Bibliographie zur Vertriebenen-Literatur, untergliedert nach Gruppen: Gesamtthema, Die Heimat, Die Vertreibung, Vertriebenenprobleme in der neuen Heimat, Deutsch-polnische Beziehungen und Vertriebenenrecht.

DAS KOLBENHEYER-BUCH. Hrgg. von Ernst Frank. 320 Seiten, 4 Kunstdrucktafeln, Ganzln. DM 12,80. Der Heimreiter-Verlag, Frankfurt/M.

Eine Einleitung beschäftigt sich mit Leben und Werk Kolbenheyers. In der Auswahl versucht der Herausgeber das Phänomen Kolbenheyer in seiner ganzen Spannweite aufscheinen zu lassen. Verehrer des ‚Dichters' Kolbenheyer hätten gern auf manche Proben aus anderen Gefilden verzichtet; sie wirken nicht nur störend und höchst befremdend in unserer Zeit, es dürfte damit auch kaum dem Dichter Kolbenheyer ein guter Dienst erwiesen worden sein.

Hans W. Hagen: MUSIKALISCHES OPFER. 158 S., Ganzl. DM 12,80. Türmer-Verlag, München.

Eine Dichtung um die Großen deutscher Tonkunst: Händel, Haydn, Bach, Beethoven, Schubert, Bruckner, Wagner und Schumann, angelegt in Form eines mittelalterlichen Atlarwerks: vier Künstlernovellen als Seitentafeln, der breite Mittelschrein als Versepos in klassischen fünffüßigen Jamben.

Herbert Böhme: BEKENNTNISSE EINES FREIEN MANNES. 336 Seiten, Ganzln. DM 16,80. Türmer-Verlag, München.

Einsichten und Aussichten eines bekennenden, sendungs- und reichsgläubigen Mannes, trauernd um verlorene Hochziele, Leitmotive und Lebensideale, bemüht, dies alles der ach so verarmten Jugend unseres Volkes wieder nahezubringen (Opfersinn vor allem), denn: „Wir Älteren wissen von der geheimnisvollen Kraft, die im Bewußtsein ruht, ein Volk zu sein. Aus der Verpflichtung zu ihm fielen die Besten." Schlägt man von der letzten Seite („Des deutschen Volkes Sehnsucht ist das Reich") zurück, so ist man erstaunt, als Erscheinungsjahr das Jahr 1960 zu lesen.

Zwei weitere Titel aus der Werkstatt des Türmer-Verlags, München:

Erich Limpach: VERMÄCHTNIS DER ZEIT. Gedichte. 56 Seiten, Ln. DM 3,90.

Hans Berner: SCHWARZROTGOLDENE SCHUBERTIADE. 60 Seiten, kart. DM 3,80.